




REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA



John Henry Mackay

Gesammelte Werke

2. Band:

Gedichte (Schluß) Neue Gedichte



John Henry Mackay

Gesammelte Werke

Zweiter Band

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

Erster Band:

Gedichte

Zweiter Band:

Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte

Dritter Band:

Kinder des Hochlands — Helene — Sturm

Vierter Band:

Moderne Stoffe — Die Menschen der Ehe

Fünfter Band:

Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang

Sechster Band:

Zwischen den Zielen

Siebenter Band:

Der Schwimmer

Achter Band:

Die Anarchisten

Diese Gesamt-Ausgabe wurde im Sommer des Jahres 1911 in der Buchdruckerei von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen in einer Auflage von 1200 Exemplaren gedruckt. Davon wurden 50 Exemplare auf handgeschöpftem van Gelder (in acht Ganzlederbänden gebunden zu 120 Mark) abgezogen, die — handschriftlich vom Verfasser numeriert und signiert — nur direkt von dem Verlage Bernhard Zack in Treptow bei Berlin, Kiefholzstraße 186 zu beziehen sind.

Gesammelte Werke

von

John Henry Mackay

In acht Bänden

Zweiter Band:

Gedichte

(Schluß)

Neue Gedichte

Treptow bei Berlin
Bernhard Zacks Verlag
1911

Gedichte

(Schluß)

Neue Gedichte

Von

John Henry Mackay

Treptow bei Berlin
Bernhard Zacks Verlag
1911

Gedichte

Auswahl

1884—1896

(Schluß)

Schranken

Hinauf! Die Welt hat keine Schranken
  Für deinen Geist. Du willst, und wanken
  Fühlst du das Erd-Reich unter dir.
Du schaust hinauf. Was dir unendlich
Erschien, wird plötzlich dir verständlich —
  Du kennst ein ‚Dort' nur, nicht ein ‚Hier'.

Schon fühlst in grenzenlosen Weiten
Du deinen Geist mit Mächten streiten,
  Die deinen Flug zu hemmen drohn.
Jedoch du willst! — Und Welten schwinden
Vor deinem Blick. Das Licht erblinden
  Fühlst du, verstummen jeden Ton.

Du siehst die Welten-Wasser schäumen . . .
Da plötzlich stürzst aus Ätherräumen
  Auf deine Erde du hinab!
Hinunter! Denn die Welt hat Schranken,
Und deines Hochmuts Wahngedanken
  Versinken in der Erde Grab . . .

Die Heimkehr der Seele

Aufschreiend entwand sich dem wärmenden Pfühl
Die sehnende Seele — nach Tagen
Der finsteren Schwermut in lautes Gewühl
Ihren Reichtum zu tragen.

Der lärmenden Menge entbot sie das Gold,
Enthoben der Fülle des Innern.
Sie verlangte Gehör, nicht begehrte sie Sold
Für ihr Hoffen, ihr Erinnern.

Doch keiner sah sie. — Was wollte *sie hier*?! —
Ihr Antlitz ward trüber und trüber.
Es wogte die taumelnde Masse an ihr
Vorüber, immer vorüber . . .

Mit blutenden Füßen, doch unversehrt,
Nur gefoltert von heimlicher Reue,
Ist das weinende Kind nun heimgekehrt
In die Arme der Treue . . .

Erlösung

Preßte der ganzen Menschheit jahrtausendlanger Schmerz
In einen Schrei sich zusammen und stiege er himmelwärts,
Es würde den Weltraum durchfliegen sein erschütternder Klang,
Erbeben würde das Weltall, versinken der Stern, zu dem er drang.

Erlöschen würde des Lichtes hehre, leuchtende Pracht,
Und über das All sich breiten die eine, ewige Nacht,
Versinken würde im Abgrund des Nichts der strahlende Mond,
Zerbersten die Erde, vernichtend alles Leben, das auf ihr atmend wohnt.

So mächtig wäre der sehnenden Menschheit Verzweiflungsschrei:
Mit seinem Ausbruch wäre das Elend auf ewig vorbei.
Aber leise verhallend tönt hier und da nur ein Ton
Einer geängsteten Seele — lautlos trägt ihn der Wind davon . . .

Der Scheintote

I.

Bist du gekommen, Mutter Nacht, du große?
Wie war es doch? — Ein Fittich sank hernieder,
Ein schwarzer Fittich ... Dann: im Mutterschooße
Barg ich die schweißbeperlte Stirne wieder ...
War das der Tod? — Ist es so leicht, zu sterben?
Auf hob er seine Hand — sie fiel — zu Scherben
Zerschlug er mich ...

Nun liege ich so still, daß ich das Rauschen
Der Todeswellen zu vernehmen wähne.
Ich höre Alles, ohne doch zu lauschen,
Das Flirren selbst der müden Nachtphaläne.
Und unterdrücktes Weinen muß ich hören,
So leis, als fürchten sie, den noch zu stören,
Der schon entwich.

Tiefmüde Ruhe hat den Leib umsponnen ...
Er folgt nicht mehr des Lebens lautem Klange.
Wie tief und kühl ist dieser schwarze Bronnen!
Ich schlummere und — wache doch. Wie lange?

Ist das die Ewigkeit? Bin ich im Hafen?
Wenn Tod, wie ich gewähnt, *traumloses* Schlafen,
Was *träume* ich?!

II.

Gleich einer Schlange ringelt sich ein Ahnen
Um meine Schläfe, welche längst erkaltet?
Wie kommt es, daß — bin ich den Lebensbahnen
Entrückt — Gedanken noch mein Geist gestaltet?
Wie *weiß* ich, daß der Tod an sich gerissen
Mich, der ich nichts von dem mehr dürfte wissen,
Was mich umdroht?!

Mein Leib liegt fühllos, ohne jede Regung —
Mein Gott, ich bin nicht tot! — Ich möchte schreien
Und kann es nicht! — Wie, wenn zur Grabeslegung
Sie schon sich rüsten? — Wie, und wenn sie weihen
Mich, der doch starb, noch tausend schwereren Toden?!
Mich senken in den dunklen, schweren Boden,
Mich, der *nicht* tot?!

O, gräßlich! — Und dann werde ich erwachen,
Und fühlen, wie ich, lebend noch verwese.
Ich werde weinen, schreien, fluchen, lachen —
Die Würmer halten in mir ihre Leese —
Im eignen Dunst muß langsam ich ersticken,
Indeß, die mich gemordet, lächelnd blicken
Ins Morgenrot! . . .

III.

Feuerbestattung

Ich fühle: nun erwache ich zum Leben,
Um abermals zu sterben! — Noch bewegen
Kann ich kein Glied, nicht kann ich mich erheben —
Die Angst betäubt mein Hirn mit ihren Schlägen!
Gleich scharren sie mich ein ... O wenn sie wüßten,
Was sie beginnen, während sie sich rüsten
Zur letzten Pflicht!

Mein Hirn beginnt in letzter Pein zu kochen ...
Die starren Finger möchten sich verkrümmen,
Um krallend an ihr wundes Herz zu pochen ...
Umsonst! — Da sind sie! — Näher ... Ihre Stimmen
Umtönen mich — sie heben mich — ich sinke —
Ich schwanke — Ist das Rosenduft — Ich trinke
Das letzte Licht ...

Der Duft von roten, vollerblühten Rosen,
Der auf mich segnend, segnend niederblutet ...
Und nach der Schrecken tödlich-langem Tosen
Kommt eine Glut, die lodernd mich durchflutet:
Flammen — und nichts als Flammen — und ein Singen,
Ein leises, das mit roten Flammenschwingen
Das Schweigen bricht ...

Wie der vom Winterfrost scheinbar Erstarrte
Auftaue ich — zum Leben? — in den Flammen.
Zum Leben? — ich, der schaudernd darauf harrte,
Daß mit dem Tod sie sperren mich zusammen?
Ja, laßt die Flammen höher, höher schlagen!
Sie, die mich jetzt zum seligen Sterben tragen,
O löscht sie nicht! . . .

In der Nacht

I.

Was war das?! — Rief nach mir ein banger Klager?
Ich richte jäh mich auf im weichen Lager.

Wer rief nach mir? — Wer stört mein einsam Kissen?
Noch einmal rufe mir! Ich will es wissen!

Doch Nichts will Antwort meiner Frage geben — —
O Gott, das war kein Laut aus warmem Leben!!

Daß war im Traum das Rufen deiner Stimme —
Die weckte mich in nie versöhntem Grimme!

II.

Das war ein Ton aus einer toten Zeit!
Wie furchtbar! — Still! — Ich lausche weit und breit...

Doch Alles schweigt... Und schweigt... Und keiner mehr?
Wie? — Drang nur dieser eine zu mir her?

Und zornig schleudre ich ein Fluchwort hin —
Was störst du wieder meinen müden Sinn?

Ich lausche... Stille. — Und nun packt sie mich,
Die kalte, wilde Angst um mich und dich!

III.

Ich will nichts hören! — Langsam legt sich wieder
Erkämpfte Ruhe auf die schlaffen Glieder.

Doch wie ich auch den Schlummer mir erflehe,
Einmal verjagt meidet er meine Nähe.

Ich springe wieder auf, und gehe hastend
Im Zimmer auf und ab, zuweilen rastend,

Und lauschend ... Doch kein Ton. Er ist zerklungen
Als hätte ihn die müde Nacht verschlungen.

IV.

Die Schritte hallen an der dunklen Wand,
Und nach dem Licht sucht zitternd meine Hand.

Es flammt hell auf. Ich seh' mich schauernd um.
Das Knistern nur des Lichts. Sonst Alles stumm.

Und wieder packt mich ein Gedenken an,
Das ich ermorden möchte und nicht kann.

Und tief aufatmend stehe ich ... Es rinnt
Die Nacht an mir vorbei, der Tag beginnt.

Wandlungen

Ein Tag

Auf einem Hügel stand ich jüngst am Morgen.
Vor mir ein tiefes Tal. Tauhelle Wiesen.
Ein kleiner Bach. Am Fuß des Abhangs Leben:
Ein Dorf. Mir gegenüber eine Höhe,
Umkleidet dicht mit dunklen, schlanken Tannen.
Tiefblau der Himmel. Keine leise Wolke.
Und Duft der Sonne lag rings auf dem Land.
Nicht schwül und angstvoll, wie (ein reifes Weib)
Die Sonne in des Sommers letzten Tagen
Die Erde tötet mit der Macht der Liebe —
Nein, leicht und luftig, zart, unendlich-leise,
Das reine, warme Lachen eines Kindes,
So lag der Duft der Sonne auf dem Lande . . .

Ein Morgen war es, welcher doppelt mir
Ein Morgen schien nach langer, langer Nacht.
Nach einer Nacht, in der der Geier Traum
In der Gedanken Krallen meine Seele
Dahingeschleift hoch über alles Lebens
Abgründige Tiefen! — Nie geht diese Wege
Die wache Seele: schaudern würde sie

Und stürzen! ... Und nach einer solchen Nacht
Voll Irrsinn, Sinn — voll Wirklichkeit und Lüge
Stand ich am anderen Morgen auf der Höhe,
Vor der das Land im Duft der Sonne lag.

Als hätte diese Nacht die Kraft verzehrt,
Statt neue mir zu schenken für den Tag —
So müde war ich! — Plötzlich fühlte ich,
Wie meine Kniee brachen. Ich sank nieder,
Und meine Lider fielen willenlos,
Wie sich im Herbste löst ein müdes Blatt.
Noch aber fühlte ich, wie in dem Spiegel
Der blinden Augen jenes Bildnis glänzte,
Das wachend sie vor wenigen Sekunden
In sich gesogen. Und in diesem Glück
Entschlief ich. Ob ich träumte, weiß ich nicht.
Mein Schlaf war tief und fest, dem Tode gleich.
Doch ist traumloser Schlaf nicht Tod? Die Kinder
Der gleichen Mutter mit verschiedenen Namen
Benennen wir — warum?
— Doch laßt mich sagen
Was ich erschaut, als wieder ich erwachte.
Als ich erwachte, lag das Tal im Dunkel.
Wie schwarzer Samt lag Nacht zu meinen Füßen.
Wie grauer Dunst quoll's aus dem Tal hervor,
Und legte sich wie Schuld auf meine Brust.
Und Alles schien verändert meinen Sinnen.

In der Gewandung dunkler Wolken hing
Der Mond, ein Bild versteinter Qual und Reue.

Von seinem Antlitz aber goß ein Leuchten
Hernieder sich auf jenes Hügels Höhe,
Der mir genüber lag. Und auf dem Hügel
Sah ich ein Wesen steh'n, das war mir gleich,
Und doch wie ich nicht.
Doch ich schaute schärfer.
Die Nacht durchschnitt mein Auge, und ich sah:
Ich war es doch! . . . Und ich erschauderte
Und wandte mich hinweg von jenem Bild.
Jedoch ich mußte wieder hin mich kehren
Und wieder in das eigene Antlitz schauen,
Das bleich und ruhig aus dem Dunkel tauchte.

Ich sah mich selbst, wie ich vor Jahren war,
Als noch die erste Hoffnung mich durchbebte
— Die erste auch, die welkte von so vielen —;
Als noch der erste Wunsch die Brust durchwühlte,
— Von meiner Jugend nahm ich mit ihm Abschied,
Denn jeder Wunsch ist schon ein Kind der Schuld! —;
Als noch das erste, scheue Lied ich sang,
Töricht und unerfahren — doch voll Inbrunst,
Schwankend und unreif, doch voll stolzer Kraft,
— Ach, Kraft ist eine Frucht von starkem Stamme,
Zu früh gepflückt, und sie ist ungenießbar,
Zu spät, und sie zerfault an deiner Lippe! —;
In Lüge lebend, doch zur Wahrheit drängend,
Den Menschen fremd, doch allen treu vertrauend, —
So sah ich mich dort steh'n am andern Hügel!

Ich sah mich selbst die Hände aufwärts heben,
Und Glut im Auge, Kraft im reinen Herzen

Dasteh'n in meines Lebens engem Kreis,
Ein Ziel erstrebend, welches ich nicht kannte,
Mit Worten so, wie mit Gefühlen spielend,
Betretend einen Weg, von dem die Blumen
Am schmalen Rande nur ich blühen sah ...
Und wieder mußte vor der eigenen Torheit
Ich schaudern — ich, der ich mir gegenüber
Ein älterer und ein fremder wissend stand!

In meine Hände legte ich mein Haupt,
Und jene Stunde hätte ich geweint,
Wenn nicht schon längst die Träne mir versiegt.

Dann mit des Willens übermächtiger Kraft
Griff ich die Bilder der Erinnerung
Und ballte sie erstickend in der Hand,
Die unablässig vor dem Auge stiegen
Und fielen. Und mit kühlem ernsten Sinn
Zog ich die Linie der Betrachtung: war
Nicht jenes Leben in der Täuschung Hoffnung
Weit schuldbeladener, als dein ferneres Leben,
Das Leben, dessen Wahrheit du bezahlt
Mit aller deiner künftigen Tage Glück
Dem Wucherer Verstand (vielleicht zu teuer!)?
Und Antwort gab ich dieser Frage: Ja!
Und wieder hob das Auge ich empor.
Und jenes andern Hügels Höh' war — leer!
Doch heller schien mir jetzt der Mond zu leuchten,
Siegreicher mit der dunklen Nacht zu kämpfen.
Ich sah gebannt in sein erloschenes Antlitz,

Von Wolken lag um ihn ein Ringgebirge.
Und wieder hob sich meinem Blick ein Schleier.

Mir schien, indem ich bebend aufwärts sah,
Als überzucke ein geheimes Grinsen
Das bleiche Antlitz, das dort oben über
Den Rand zerrissener Wolken lauernd starrte.
Es lächelte voll Hoh'n der Erde zu
Mit jenem Ausdruck, den ich einstmals sah
Auf den erstarrten Zügen eines Toten,
Der zweierlei vom Leben nur gekannt:
Das Elend und den Hunger, und der so
Gestorben war, wie er gelebt: verachtend!

Und weiter war es mir in jener Stunde,
Als rauschten von dem Monde Klänge nieder
Zur Erde. Und so glaubte ich zu hören:
„Auch du wirst sterben, wie ich starb, du Ball!
Auch dir wird einst mit eisigem Kuß Vernichtung,
Wie mir sie nahte, nah'n! — Auch du wirst sterben
Und einst, ein Schreckensbild für andre Welten,
Den toten Leib durch Ewigkeiten jagen
Und nirgends Ruhe finden, wie ich selbst!"

Noch mehr vernahm ich in derselben Stunde,
Jedoch ich kann nicht sagen, was es war.
Die Erde aber stöhnte auf und schwieg.
Leis klang des Windes Wehn in Tannengipfeln.
Und wiederum war Alles still und leer.
Die Wolken waren weiter stumm gezogen.
Die Sterne sah ich um den Mond sich schaaren.

Im Fieber aber glühte meine Stirn.
Wie Flut in Flut, so brandeten die Fragen
In meiner Brust aufschäumend durcheinander.

— So ist der Tod der Sieger über Alles? . . .
Doch woher dir, du längst erstorbener,
Dann Leben noch? — Sieh, wie du herrlich strahlst,
Ein König über alle anderen Welten!
Jedoch sogleich zurück warf mich die Woge
Des Denkens: Nein, nur Schein ist Alles uns.
Uns scheint das wahr, was wir zu sehen glauben,
Doch Wahrheit ist, was unsres Sehens Grenze
Weit überragend uns verborgen webt . . .
So war das Leben eher als der Tod?
So ist das Leben dennoch letzter Sieger?

Und wieder stand ich auf der festen Erde,
Zurückgeschleudert abermals, und nieder
Sank ich ermattet in das feuchte Moos.
Und diese Wege ging ich grübelnd weiter:

— Ewig getrennt ist Himmel uns und Erde!
Des Denkens letztes Wort, es heißt: Verzicht.
Und schmerzlich lächelnd wird es sich erinnern,
Wie anders einst sein erstes Wort gelautet.
Wohl taucht in jene Fernen unser Auge
Und hängt voll Sehnsucht an dem kargen Licht,
Das sie uns spenden, doch der blöde Blick,
Er sieht die Hülle wohl, doch nicht den Kern;
Und nie wird Lösung jenem letzten Rätsel,

Das ein Geheimnis war und bleiben wird! . . .
Wohl Dem, der weiß, daß mit dem letzten Odem
Sein Leben stirbt, um nie mehr zu erwachen!
Wohl Dem, der es erkennt, daß zwischen Himmel
Und Erde eine Kluft liegt — riesengroß,
Daß nichts herüber langt und nichts hinüber,
Und der dem lecken Boot des Glaubens nie
Sein Denken anvertraut! . . .
Das ist mein Wissen.
Der Wanderer Gedanke schreitet nie
Zu jenen Welten; und nie rührt der Blitz
Der Phantasie, so grell er leuchten mag,
An ihres Wesens Saum — nur Menschenwahn
Und Menschensehnsucht — töricht, hochmutsvoll —
Glaubt sie zu fassen — und erfaßt sie nie!

Und immer weiter spann mein Denken sich,
Und vor mir lag die Summe alles Dessen,
Was Menschenweisheit in dreitausend Jahren
Erbaut, zerstört und wieder auferbaut.
Nein, höher nicht, als je ein Adler flog,
Erhob der mutigste Gedanke sich.
Und weiter nicht, als Rauch von unsern Hütten,
Flog unsere Sehnsucht — jenem gleich zerwehend
Starb sie im fremden, uferlosen Raum.
Und tiefer, als der Blick des Menschen blickt,
Drang nie die Phantasie in jene Weiten —
Denn wollte wagend sie die Grenze brechen,
Ergriff die schwindelnde der Riese Wahnsinn
Und warf sie in die Nacht, die sie gebar!

Nein, jene Welten, sie sind nicht die unseren!
Viel höher nicht, als eines Knaben Pfeil
Die Luft durchschnellt in absichtslosem Spiel,
Laß deine Wünsche schweifen, Sohn der Erde!
Und willst du Glück — so küsse von der Lippe
Der Schwester dir, was dir beschieden ward . . .

So sann ich. Als ich wieder aufwärts schaute,
Da hielt den Himmel eine Riesennacht
Mit Schattenarmen weit und stumm umspannt.

So war zu Ende dieser Tag gegangen.

Eine Nacht

Und wieder stand ich auf demselben Hügel,
Nachdem die Zeit die Kluft von wenigen Wochen
— Die Kluft so schmal und doch so abgrundtief,
Daß nur Erinnerung leichten Sprungs sie nimmt —
Gezogen zwischen mir und jenem Tage,
Da ich zum erstenmal dort oben stand.

Doch diesmal deckte Nacht mit schwarzem Fittich
Die Lande und den Himmel, wie die Mutter
Ihr Kind bedeckt, auf daß es schlafen möge.
Kein Sonnenatmen mehr, kein Lichterglänzen,
Nicht Tagesklarheit und kein Sternenleuchten —
Blauschwarze Nacht nur! Selbst die weißen Finger
Des Mondes hatten sich zur Faust geballt.

Was heißt es denn, in seiner Jugend schreien
Nach Licht? Aus ewig-wachem, herbem Zweifel
Nach Wahrheit? Und aus immer durstiger Pein
Nach Frieden, wenn die Sinne stark genug
Nicht sind, den Frieden zu ertragen, wenn er,
Wie Abendschimmern über Berge, kommt?

Und hier war Friede! Hier zum erstenmal!
Und als ich ihm nun gegenüberstand
Mit großen Augen und mit banger Frage,
Da war das Herz, das reich genug gewesen,
Um einer Jugend voll Enttäuschung und
Voll Irrnis Widerstand zu leisten, nicht
So stark, um nun den Frieden zu ertragen!

Als Sieger sterbend, als Besiegter lebend!
Als Knecht ein Mann — ein Kind als Freier nun! —

Und hier war ewiger Friede! — Ewiger Friede?
Das ist ein Wort, wie tausend andre, welches
Nach Außen glänzt, im Innern aber fault,
Brichst du die Hülle mit der Wahrheit Finger.
Ewig? — ewig ist einzig nur der Wechsel.
Ewig der Kampf nur zwischen Nacht und Licht.
Ewig der Kampf nur zwischen Tun und Wollen.
Ewig der Anfang, der das Ende ist.
Ewig das Ende, das ein Anfang scheint!
Doch nie und nirgendwo ist ewiger Friede!
Denn Friede ist ein windgeschütztes Wasser,
Auf das der Fluch des Stillstands sengend brennt,

Und wenn es nicht die Ränder überkocht,
So fault es und verflacht und stirbt verfaulend.
Ich stand in Nacht und hob die müden Arme,
Doch griffen sie in Luft und sanken nieder.

Wie seltsam doch, daß Wünsche niemals sterben!
Wie unartige Kinder, sich versteckend,
So kommen immer wieder sie; ihr Plärren,
Es quält uns immer, immer, immer wieder . . .
Sie wollen unersättlich immer Neues,
Und hast du einmal ihren Wunsch erfüllt,
Begehren mehr und mehr sie; und am Ende
Steht leise schluchzend noch ein allerletzter,
Und der verlangt am wenigsten: den Tod!
Jedoch zur giftigen Waffe wird sein Spielzeug,
Zum Dolch, der gegen unsere Brust sich richtet. —

Noch einmal suchte ich die Hand zu heben,
Jedoch sie sank, und an dem Fichtenstamme
Glitt nieder ich in das bereifte Moos.

Und wie der Flügel einer Fledermaus
Berührte Schlaf mein Auge. Träume kamen
Und gingen. Und ein Traum. Und der war so:

Ich stand auf einer blütenlosen Ebene,
Und auf ihr waren Schaaren fremder Menschen.
Die einen standen nah mir; andere ferner.
Die einen hingelagert zu der Felsen Füßen,
Die in der Runde an die Ebene grenzten.
Die anderen aber an des Flusses Rand,

Der sie von Süd nach Nord lautlos durchglitt.
Da waren einige, die suchten Blumen,
Wo Steingeröll nur war; und weinten auf,
Wenn sie nicht finden konnten, was sie suchten.
Da waren andere, die wogen Steine
Halblächelnd in den abgezehrten Händen
Und warfen schweigend sie einander zu.
Da standen welche dicht in einem Haufen,
Und ihre Lippen sprachen, doch kein Laut
War zu vernehmen; andere lauschten aufwärts,
Als müsse über die entseelten Felsen
Ein Wort, wie Windwehn, kommen, das sie sehnten.
Da waren Füße, welche bluteten;
Da waren Stirnen, hinter denen Feuer
Zu glimmen schien; da waren weiße Lippen,
Jedoch sie lachten; zarte Frauenhände,
Doch krallenartig waren ihre Nägel;
Da waren Kinder mit ergrauten Haaren
Und Greise da mit sinnlos-kindischem Lachen;
Da waren Männer mit zersehnten Gliedern
Und Frauen, unnatürlich stark und groß.

Da plötzlich wandten alle Blicke sich
Auf mich, der einsam dastand zwischen ihnen,
Nicht wissend, was das war, was er da sah.
Und hundert Finger wiesen nach mir hin,
Und hundert Stimmen kreischten wütend auf,
Und hundert Augen blitzten Haß auf mich.
Und, angepackt von namenloser Furcht,
Abwandte ich mich schaudernd und entfloh.

Doch ringsum starrten trostlos-steile Felsen,
Von denen es wie Fäulnis niederwehte.
Zwar schien ein Ausgang an dem Felsenende.
Dort glühte es wie blaues Dämmerlicht,
Und dorthin stürzte ich, und hinter mir
Quoll her die Schar. Ich fühlte, sah sie nicht.

Und über Steingeröll, durch Baumgestrüpp,
Durch trübe Wasserlachen, über Felsen,
Auf messerscharfen Kanten ging die Flucht.
Ich stürzte — um mich wieder aufzuraffen.
Ich glitt — jedoch ich achtete es nicht.
Ich taumelte — jedoch ich eilte weiter,
Denn hinter mir mit wütendem Geschrei,
Das nicht aus Menschenmund zu kommen schien,
Raste der Zug. Ich wandte einmal mich
Und sah, sie kamen näher, immer näher.
Und keiner schien ermüdet, aber mir
Erzitterten die Knie und starb der Atem —

— — — —

Hilfesuchend wandte ich den Blick.
Vor mir lag des Tales steile Enge,
Und was Ausgang mir geschienen, Felsen,
Starre Felsen waren es, so ragend,
Daß sie nie der Lebende erklettert.
Alles starr und schweigsam. Aber — seltsam! —
Von den Felsen goß das blaue Licht
Hell und sprühend in Milliarden Strahlen
In die Tiefe sich des kahlen Tales,
Wie am Morgen nach dem Dunkel sich

Sonne auf die starre Erde senkt.
Und so hell und klar war Alles rings,
Daß mir graute vor dem hellen Licht,
Das mich völlig zu durchleuchten schien
Nach der Jugend zweifelstrüber Nacht.
Blau und flimmernd lag es an den Felsen,
Blau und leuchtend auf dem steinigen Boden,
Blau und kühlend es auf meiner Stirn . . .

Und wieder griff mich unnennbare Angst — —
Und plötzlich warf ich mit dem Rücken mich
Nach hinten an den Felsen, meine Füße
Feststemmend; und die beiden Hände streckend
Zum Kampf auf Leben und auf Tod bereit,
Schrie ich die Horde, die mir nachquoll, an:
„Was wollt Ihr?!“ — und ich sah mit stierem Blick
In alle die Gesichter, die sich hundert-
Und tausendfach mir zu vermehren schienen
In ihren gierigen und tückischen Blicken.

Doch keine Antwort kam auf meine Frage.
Nur von den Wänden fiel verhallend nieder,
Wie ein Gestein, das achtlos sich am Rande
Im Laufe langer Jahre losgebröckelt
Und nun nach hundertjährigem Schweigen brach,
Das Echo meiner Worte: „Was — wollt — Ihr?“ —

Doch auch dem Echo wurde keine Antwort.

Jedoch gehässiger flammten alle Blicke
Und gieriger zitterten die fahlen Lippen,

Und mit den Händen auf die Brust mir zeigend,
So standen sie, unübersehbar drohend!
Doch fester preßte ich mich an die Wand
Und ballte wild die Hand. Dann aber drang
Ein Stöhnen solcher Wut entgegen mir,
Daß ich aufschrie und ihnen unterlag —

Da — was tat ich? — ja! so war es — so:

Da — so träumte mir! — riß ich das Herz
Aus der Brust mir selbst und warf es ihnen,
Welche fletschend mich umstanden, zu!
Und mit Lächeln sah ich es zerrissen
Und mit Lächeln sah ich es sie schlingen —
Jeder nahm ein Stück und kaute heulend,
Jeder aber schien gesättigt mir . . .
Und als ob das Leben mir gewichen,
Stand ich, kalt und schmerzlos, aber lächelnd,
Lächelnd, lächelnd — immerwährend lächelnd.
Und begriff nicht, was ich sah, und sah nicht,
Was ich doch begriff, und unter ihnen
(An den Händen nahmen sie mich fröhlich)
Zog ich in das Tal zurück und unter
Ihnen lebte ich und lebte, und wie sie
War ich, aber wußte nicht mehr, daß ich
War — —
Ja, so träumte — mir — so — träum — te — mir
— — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Und ich erwachte von dem grausen Traume! . . .
Schon bebte durch die Nacht das Nah'n des Tages
Und Licht und Dämmerung kämpften ineinander.
Und dort — ich stand mit hocherhobener Stirn
Und wandte meinen Blick dem Osten zu —
Dort stieg die Sonne! — Ewiges, heiliges Licht,
So grüßte ich noch nie dich, so mit Andacht
Und so erfüllt von deiner stillen Größe! —

Sie stieg. Und höher hob ich meine Stirn,
Und andere Gedanken streiften mich,
Als sie geküßt mich um die Tageswende,
Da ich auf diesem selben Hügel stand.

Auf unsern Weg wirft mit gehässigen Händen
Das Leben unablässig einen Hagel
Von Steinen, doch wir eilen blind vorüber.
Da aber fliegt der kleine Stein des Zufalls
Vor unsers Wagens Rad — ein Ruck — die Speichen
Zersplittern, und wir stürzen in den Abgrund,
Der zu den Seiten unseres Pfades klafft,
Und uns empfängt mit grellem Hohngelächter
Das Unglück, welches stetig uns gefolgt.
Jedoch so lange uns der Zufall nicht,
Der schlimmste Feind uns Allen, tötet,
Steh'n da wir, riesenstark und fühllos Allem.
Zum höchsten aller Ziele sind erstarkt wir,
Und noch: gebrochen, mit entseeltem Herzen,
Wenn Jugend schon, und Liebe, Glück und Frohsinn,
Wenn alle Wünsche schon, wir lebend starben,

Verlangen unsre Sinne stürmisch Licht!
Die Wahrheit, — unsere letzte, letzte Liebe —
Sie stirbt nicht eher, bis uns selbst der Tod
Zeigt, daß die Wahrheit selbst nur Lüge ist!
Doch streben, ringen, leben — hundertmal!
Was heißt es denn, ob wir noch sterben müssen?
So hoch, als jemals ein Gedanke flog,
So weit, als Phantasie gelangen konnte,
So fern, als je die Sehnsucht flatterte,
So weit laß deine Wünsche fliegen, Mensch!
Nichts sei dir Grenze, nichts sei Ende dir,
Und Alles Anfang nur zu neuen Zielen!

Wir werden an die Schweife jener Welten
— Und mögen sie dem Tode zu uns schleifen! —
Uns klammern in entbrennendem Begehren!
So lange reden, bis uns Antwort wird!

Ist unermeßlich unsre Kraft nicht? — Eisern
Nicht unser Wille? — Unersättlich nicht
Und gierig unser Durst? — Wer stillte ihn,
Seitdem der erste Mensch begann zu trinken?

Ja — unser ist die Welt! — Unser ist Alles:
Unser ist Licht, ist Leben — süßes Leben! —
Und unser ist zeitlose Ewigkeit,
Die Zeit uns wird! — Und Unermeßlichkeit,
Die Raum uns wird! — O Wanderer Gedanke,

O Wanderin Phantasie — Ihr stürzt die Welt,
Und baut sie wieder auf durch Euren Willen!

So dachte ich. Und als ich niederschaute,
Da lag die Erde in dem Arm des Lichtes
So schön, so duftend, wie am ersten Tage,
Und lächelte mir zu und küßte mich.

So war zu Ende diese Nacht gegangen.

Fraß

Die Nacht flog lautlos durch den Weltenraum.
Da starb auf einem Stern, entfernt den andern,
Auf dem seit ungezählten Jahren sich
Ein freudloses Geschlecht, dem unsern gleich,
Emporgerungen aus der Nacht des Nichts,
Das letzte Licht, und mit ihm starb das letzte
Atmende Leben und der letzte Laut.
Doch rollte er im alten Gleise fort,
Von der Gewohnheit Macht durch Nacht getrieben.

Und der Verwesung Dünste stiegen auf
Und füllten rings betäubend alle Luft.
Die witterte auf einem Nachbarstern
Ein scheußliches Geschlecht von wilden Vögeln.
Da flogen sie in dichtgedrängter Schaar,
Die pestdurchtränkte Luft mit Flügeln peitschend,
Hin zu dem Stern durch dämmerstille Nacht,
Nur angelockt von gierig-eklen Trieben.

Doch als dem toten Stern sie krächzend nahten,
Scheuchte das schweigende Entsetzen sie . . .
Nur einer flog von Gier getrieben weiter
Und senkte sich auf den erloschenen Stern.

Sein hungernd Auge trotzte allem Dunkel.
Da sah er nah sich eine dunkle Masse
Blutlosen Fleisches, und sein Schnabel hackte
Sich lautlos in den Leichnam. Doch da zuckte
Ein letzter Funke Lebens durch die Adern:
Und kalte Hände griffen nach dem Untier
Und würgten sich in seine blutigen Federn.

Da flog der Geier kreischend auf, doch hob
Er seine Beute mit sich in die Luft,
Die seinen Hals fühllos umklammert hielt.

Er flog durch Weiten, die er hergekommen,
Und tiefer grub sein Schnabel in das Fleisch.

Da traf das erste Licht den Flug der beiden,
Und der Gestorbene schlug sein Auge auf
Und schauderte — und stöhnte auf — und starb!
Und seine Finger ließen jäh sich los,
Und senkrecht fiel der seelenlose Körper ...

Doch riß das Tier mit seinem Schnabel noch
Sich einen Fetzen kalten Fleisches los.
Den würgte es, als krächzend es voll Wut
Durch leere Weiten spurlos weiter flog.

Weltgang der Seele

Da erhebt sich die Seele aus brütenden Träumen,
Als Erwählte zu wandern die Wege der Welt.
Ihr wurden zum Flug in den ewigen Räumen
Vom Mut die erzitternden Flügel geschwellt.
Und zögernd und leise
Wiegt sie sich im Kreise
Der Erde noch zaudernd,
Und heimlich erschaudernd,
Bevor ihr zur Reise,
Zur Reise
Durch Welten die Ferne des Himmels sich hellt.

Die Nacht hat begonnen. Und nach ihren Träumen
Der Erde ein Wünschen die Seele befällt.
Sie irrt zwischen Sternengeflimmer in Räumen,
In denen kein Pfad die Ermattende hält.
‚Wann endet die Ferne?
Wo bleichen die Sterne?
Wann führt mich die Gnade
Des Lichtes die Pfade
Zur Erde, der gerne,
Ach gerne
Die Grüße des Himmels die Müde bestellt?‘

Und von Blitzen der Nacht wird die ihren Träumen,
Den Träumen der Erde, Entrissene umschnellt;
Und von Fluten der Nacht wird die in den Räumen,
Den Räumen der Himmel, Verirrte umgellt.
Von Tagen, die schliefen,
Zu Nächten, die riefen,
Kam sie als Erkorene,
Daß nun die Verlorene
An grausigen Tiefen,
An Tiefen
Der Nacht die gebrochenen Flügel zerschellt ...

Phantasie

Nur in Stunden, wo die Andern
Schlummern, fängst du an zu wandern,
  Ruhelose Phantasie! . . .
Wirfst des Tages Fessel nieder,
Und erstehst in Schönheit wieder,
  Denn dein Strom versandet nie.

Ringsum sprühend grelle Funken
Schweifst du zügellos und trunken
  Durch der Erde fernsten Raum.
Weckst Gedanken, welche schliefen,
Schleuderst sie in tiefste Tiefen
  Und hinauf zum Himmelssaum.

Wo der Blick sich schaudernd wendet,
Wo des Herzens Fühlen endet,
  Schreitest du in kühnem Gang.
Du allein eröffnest Bahnen,
Nie betretene, und wir ahnen,
  Was es war, das einst uns zwang.

Dieser Welt Beginn und Ende
Hellen deine Feuerbrände,
  Und die Spanne, die sie trennt.

Und wir sehen Welten-Weiten
An dem Blick vorübergleiten,
  Welche nie ein Mund benennt.

Aber trügerisch ist dein Wissen,
Und die Bande sind zerrissen,
  Wenn des Tages Licht sich hebt.
Wer dir glaubt, der ist verloren,
Denn du bist aus Duft geboren
  Und aus Nebelhauch gewebt.

Wer dich zwingen will, dich hassen
Muß er, und dich doch nicht lassen,
  Wenn dein Glutkuß ihn berührt.
Doch am Tage muß er wandern,
Tief im Staube mit den Andern,
  Nur bei Nacht von dir geführt!

Um an deiner Brust zu liegen,
Muß er täglich dich besiegen,
  Denn bei Nacht bist Siegerin du!
Aber weh dem Tag-Versäumer,
Der dich liebt — du wirfst den Träumer
  Deinem Bruder Wahnsinn zu!

Sturmnacht

Krachende Wände, ächzende Wipfel, brandende Wogen:
Sturmnacht, herrlich und groß umrauscht mich dein Lied.
Diesen Himmel hast du mit Wolken umzogen,
Aber dies Herz der Freiheit Freude durchzieht!

Keine Sterne, kein Mond . . . Doch deine dröhnende Stimme,
Worte, verstanden im Regengeriesel noch:
Zwiesprach zwischen uns, während vor deinem Grimme
Feig sich die mutlose Masse der Menschen verkroch.

Lachend sah'n wir sie fliehn. Nun auf dem Balkone
Ringen wir: Liebenden gleich in der Hochzeitsnacht! . . .
Und du erzählst mir, wie gestern du an dem Throne
Gottes gerüttelt und jäh ihn zu Falle gebracht.

Und wir lachen. Und tauschen nächtlich die gräßlichen Witze
Über Leben und Tod in ersticktem Geplauder aus.
Siehe, schon sendet der Tag seine silbersprühenden Blitze
In dein schlummertötendes Rasen hinaus . . .

Sturmnacht, Geliebte, wie bist du so schön und erhaben,
Wenn du die Wogen durchwühlst, die Gebirge durch-
schreist,
Und wie barmherzig, wenn du die Seelen, vergraben
Tief im Staube des Lebens, der Ketten befreist!

Noch ein Kuß! Und in letztem, zermalmendem Ringen
Hebst du und wirfst mich dem lächelnden Tage hin:
Doch des Besiegten verröchelnder Schrei — er segnet
die Schwingen,
Die ihn erschlugen — Schwingen der Siegerin!

Erscheinung

Die Nacht begann. Ich war allein, wie oft . . .
Vor meinem Fenster brandete die Flut.
Mein Zimmer hellte nur ein trübes Licht.
Es stand vor mir. Bald flackerte es auf,
Bald sank es nieder. Durch die tiefe Stille
Drang nicht ein Laut noch wachen Lebens zu mir.
Und da geschah Etwas — — Etwas, das nie
Aus meinem dunklen Leben schwinden wird!
— Das Licht auf meinem Tische brannte trüber.
Und ich war müde. Eben wollte ich
Die Ruhe suchen — da, wie achtlos, glitt
Mein Blick zur Seite — und da sah ich Etwas,
Was nie bisher ich sah — — — Ich sah dicht vor mir
Ein scheußliches, von Wut verzerrtes Antlitz:
Blutunterlaufene Augen sahn auf mich
Mit stierem, tückischem, erbostem Blick.
Die bleiche Stirn war dicht von Haar umflogen,
Aus dem halboffenen Mund floß gelber Geifer,
Die langen, spitzen Zähne lagen dicht
An den blutlosen Lippen — so stand vor mir
Das Antlitz . . . schon lag auf den hohlen Wangen

Die grüne Farbe ekelhafter Fäulnis . . .
Da lachte ich! — ‚Was für ein irrer Traum‘ —
Und sah hinweg. Doch zwingend zog den Blick
Ein Etwas wieder hin — — Das Antlitz stand
Vor mir wie eben . . . Da stieg Zornesglut
Mir in die Stirn — — ich lachte nicht mehr. Doch
Voll Ekel rief ich — „Pfui, wie häßlich!“ — auf.
Da rückte mir das Bild des Schreckens näher —
Und dann — dann fühlte ich, wie kalt und feucht
Die Angst über den warmen Nacken kroch.
Der Atem stockte — und das starre Auge
Hielt ich geheftet auf das Bild des Grauens,
Das näher mir und langsam näher rückte.

Ich wollte schreien, doch kein Laut entfloh mir —
Und näher rückte mir das Bild — das Licht
Ward kleiner . . . immer kleiner . . . größer wurden
Die Schatten an der weißgetünchten Wand
Und wie in Eisenbanden lag mein Körper.
Ich bog den Kopf zurück. Dann aber sah ich
Dicht über mir das wutverzerrte Antlitz,
Und fühlte schon den Hauch der bleichen Lippen,
Und hörte schon das kurze, heisere Röcheln —
Da plötzlich riß die Angst mich jäh empor,
Und hochauf flammte hell das Licht der Kerze,
Und Alles leer um mich — — Ich sah entsetzt
Noch vor mich hin — und nun erlosch das Licht! . . .
Ich stand in leerer, stiller, dunkler Nacht —
Ich stand und wagte nicht ein Glied zu rühren —

Ich stand und wagte nicht das Licht zu zünden —
Ich stand und wagte schaudernd nicht zu denken —
— — — — — — — — — — — — — — —
Und langsam sank die Angst von meinen Gliedern —
Und langsam hob ein Atemzug die Brust —
Und langsam dämmerte ein fahler Morgen . . .

Hoffnung und Zweifel

Eine Dichtung

Erster Teil

1.

Die Nacht fiel nieder. Die Luft ging schwer.

2.

Von den Bergen der Heimat kam langsam sie her.
Sie ging, wie der Morgenwind geht, wenn er still
Zu den Höhen des Mittags gelangen will . . .
Sie ging, wie der Siegende schreitet, der kaum,
Was noch trennt ihm vom Ziele, beachtet: den Raum . . .
Sie ging, wie das Meer wallt, das niemals ermattet,
Die Ränder der Zeit bemißt und beschattet . . .

Ihr Antlitz war schön wie der Morgentau —
Liegt jeden Morgen er nicht auf der Au?
Ein unwandelbar-ehernes Ebenmaaß,
An welchem die Stunde vergebens noch fraß.
Die Stirn nicht gefurcht. Der Mund nicht gedrückt.
Der Nacken vom Fluch nicht des Alters gebückt.

3.

Von den Tiefen des Lebens klomm er herauf:
Seinen Fuß hielt der Dorn und das Steingeröll auf.
Sein Gang war schwer. Seine Stirn lag dunkel,
Und Bitterniß sprühte des Auges Gefunkel
Zu den Wänden des Erdengebirges empor,
Das wie Schatten in Schatten sich dämmernd verlor.

Nicht schien er das Ziel seines Weges zu sehen,
Und ging er, so schien er ermattend zu stehen,
Und stand er, so schien es, als schreite er schnell
Der Ferne entgegen, die flimmernd und hell
Dem Dunkel entstieg in verlockender Pracht:
Ein halbes Geheimniß.

4.

Tief hing nun die Nacht.

Da stieg sie hernieder in seligem Frieden,
Als könne die Ferne sie nimmer ermüden.
Kein Dorn verletzte den rosigen Fuß,
Und der Stern, der aufleuchtete, war ihr ein Gruß.

Da klomm er, schweißatmend und keuchend — gezogen
Von der eigenen Schwere hernieder — im Bogen
Umkreiste er müde die schwindelnde Höhe,
Und ferner stets schien ihm die nahende Nähe.
Seine Schulter schlug schwerer das schwarze Gewand,
Und fester umspannte den Stab seine Hand.

5.

Jetzt standen sie schweigend und groß sich genüber.
Ihr Auge blieb hell; sein Blick wurde trüber.

Sie neigte ihr Haupt und ihr lächelnder Gruß
Schien Halt zu gebieten dem flüchtigen Fuß:

‚Schnell gehen die Tage den kreisenden Welten —
O sage, mein Bruder, was kommst du so selten?‘

Tief hing seine Stirn, doch fest stand sein Fuß,
Als nun er begann ohne Lächeln und Gruß:

„Weit bin ich gewandert und glaubte
Zuweilen dir zu begegnen.
Ich sah auf Fluren, bestaubte,
Die Wasser der Hilfe regnen.
Ich stand, wo das Elend verschmachtet,
Sah an deinem Strande es landen —
Ich habe es prüfend betrachtet,
Und ließ es unbeachtet,
Denn immer schienen — an deinen Stranden
Auf nachtumwallte, weiteste Weiten
Sich Sonnenstrahlen der Freude zu breiten . . .“

Und achtlos schwieg sie. Unsterblicher Frieden
Schien dieser schmeichelnden Stirne beschieden.

Er aber sprach weiter. Nicht Freude, nicht Hohn
Lag in seiner Stimme gleichmäßigem Ton:

„Ich stand, wo die Lüge sich brüstet,
Und prüfte sie, ohne zu fliehn —
Da hat es mich mächtig gelüstet
Den Schleier herunterzuziehn!" . . .

Nun reichte sie Antwort dem züngelnden Fragen
Wie Jubel klang es, und doch wie Beklagen:

‚Ich — deckte verborgene Tiefen,
Die — ach! — noch Keinen beglückt.
Wohl denen, die sie überschliefen —
Auch ihre Wände, die schiefen,
Sie werden von mir überbrückt!'

Mit blitzendem Auge sprach sie.
Nun lächelte sie. Und nun brach sie
Vom nächtigen Weg eine Blüte,
Daß sie vor dem Tod sie behüte.

Mit bebender Lippe, mit fliegendem Haar,
Aufschrie er in Wut, doch mächtig und klar:

„O Lügnerin, die du gefundene Pfade
Mit Licht noch beschüttest und noch mit Gnade!"

Und weiter hat er gesprochen:
„Sieh her, ich bin gerächt.
Die Blüte, die du gebrochen,
Sie welkte. Wer gab dir das Recht,
Die ohne zu schaden, zu nützen,
Die lebte sie zu beschützen? —"

Und sie mit den lächelnden Zügen
(War es Wahrheit, war es Belügen?) —:
,Ich habe sie gebrochen,
Sie hat mich nicht gestochen.
O Bruder Zweifel, den Schleier,
Ich halte ihn in der Hand
Mit dem zu der großen Feier
Des Glück's ich die Menschen umwand!

Sieh her, noch stark sind und rein meine Hände
Ich halte in ihnen Welt-Anfang und -Ende.
Die Liebe, sie hat meine Menschen erschaffen,
Sie wird sie der drohenden Zukunft entraffen,
Sie wird sie, die heute Versprengten, die Meinen,
Zum Bruderbunde wieder vereinen.'

Und er mit den dunkelnden Zügen
In nie rastendem Selber-Genügen:

„Du warst ihr Fluch, seitdem sie geboren:
Im Gestern geht ihnen das Heute verloren,
Aus dem Heute erhebt sich ein glänzendes Morgen,
Doch statt Glück und Gewißheit bringt es ihnen Sorgen.
O Lügnerin, die du sie einst zum Verderben —
Du lehrst sie nicht leben, doch ich lehre sie sterben!"

,Ich reiche ihnen das Glück des Vergessens —'

„Ich ihnen das menschliche Maaß des Ermessens —"

Ich zaubere ihnen die Zukunft vor —'

„Ich öffne der Gegenwart endlich ihr Ohr —"

‚Ich führe sie aufwärts zum Allgemeinen —'

„Ich rufe das Echo: zum — Gemeinen —"

‚Ich lehre Vertrauen —'

„Und ich sie: Schauen —"

‚Ich lehre sie bauen die neue Welt —'

„Ich rütteln sie, bis die alte zerschellt —"

So lachte er zischend. Und zwischen den Zähnen
Erstickte er zwingend ein heimliches Sehnen.

Und Lippe und Wange wurden ihr bleich.

‚O Bruder, wann endet dein endloses Reich?'

„O Schwester, drohst endlich du mir zu erliegen?"

‚Nein, Mörder, ich werde dich ruhlos bekriegen:
Feindin dir ewig, die ich dir war,
Seit der einen Stunde, die uns gebar!'

„Und dein Lügenwerk — ich will es verderben,
Bis zu jener, in welcher zusammen wir sterben!"

Und sie sang in erzitternden Tönen,
Um sich mit sich selbst zu versöhnen:

‚Immer werde ich Pfade
Finden, die zu ihnen ziehn,
Denn sie nehmen immer als Gnade,
Was sie als Licht beschien . . .‘

Und er rief in aufgellendem Lachen,
Um höher sein Zürnen zu fachen:

„Ja, immer werde ich Pfade
Zu den sterblichen Toren finden,
Ihnen kündend, daß sie an Gnade,
Der frevelhaften, erblinden! —“

6.

Und der Hauch der Gräser rann durch die Lüfte,
Und der Atem des Lichtes durchhauchte die Klüfte,
Und die Stimmen des Lebens begannen zu tönen,
Zu flehen, zu lachen, zu schmeicheln, zu höhnen.

7.

Da standen verstummt sie. Und wagten zu brechen
Das Schweigen des Lichts nicht.
Doch mußte sie sprechen.

‚Schnell sinkt ein Jahrtausend den Ewigen nieder.
Ich frage dich, Bruder: wann sehn wir uns wieder?‘

„Wenn mein geworden die sterbliche Welt!“

Da lächelte still sie. Unsterblicher Frieden
Schien ihrer schmeichelnden Stirne beschieden:

‚Kraft, die ich dir gab, wie kann sie mich stören?
Was mein ist, wie sollte es dir je gehören?

Er aber, er lachte. Die Berge erdröhnten
Als zügellos-wild seine Lippen nun stöhnten:

„Es kreist in unendlichen Kämpfen das Leben —
Nie wird sich der Riese dem Kinde ergeben!"

Sie wandte zur Ferne den glänzenden Blick,
Als erspähe sie dort ein entschiedenes Geschick.

‚So laß während eines Jahrtausends Verrinnen
Noch einmal den schrecklichen Kampf uns beginnen.

Mit lächelndem Blick, nie ermüdetem Fuß
Entbiete ich wieder dir hier meinen Gruß.

Und hast heute du noch meine Höhe gewonnen,
Du gewinnst sie nicht mehr, wenn die Zeit uns zerronnen:

Das Zeichen des Todes steht auf deiner Stirn,
Und der Wahnsinn umkreist dein ermattendes Hirn!‘

Da spannte sich weit seine keuchende Brust
Und entströmte die Flüche dämonischer Lust:

„So wie ich hier stehe, so wirst du mich sehn
Nach Jahrtausenden wieder — allein hier stehn!"

Und es flüsterte sie in erbebendem Ahnen,
Als zöge zurück sie ein heimliches Mahnen:

‚Und sollte ich kommen, und sähe dich stehn
Auf der ‚Höhe der Hoffnung', dann würde ich gehn!

Dann wäre der Unüberwindliche Sieger
Und Lüge mein Leben, der Unterlieger! . . .'

8.

Nun sangen sie beide. Und ihre Gesänge
Begrüßten vereint das erwachende Licht.
Doch es drangen vereint die unsterblichen Klänge
Zu der Sehnsucht streitender Sterblichen nicht.

Und wie Donner des Zweifels Schreien erklang:

Ich trage zerstörend durch Zeiten, verloren
In feigem Erliegen, den Feuerbrand:
Ein Retter der ewig-unseligen Toren
Bin ich als Bote der Wahrheit gesandt!

Und es tönte der Hoffnung Sirenengesang:

Ich schreite mit nimmer noch strauchelnden Schritten
Hinein in den Strom der begehrenden Welt:
Als Trösterin der Menschheit bin ich inmitten
Von Leid und Verzweiflung allein gestellt!

Und dann, wie erlöst aus verkettender Enge
Verhallten die süßen, die trotzigen Klänge,
Gleich dem Fluch, den mit Küssen die Liebe umschlang . . .

9.

Nun standen noch einmal sie sich gegenüber.
Keines Auge war hell. Jedes Blick wurde trüber . . .

„O Schwester Hoffnung!" so sprach er leise —
‚Mein Bruder Zweifel?' so frug sie laut —
Und unterdessen hatte im Kreise
Um sie ein Wall sich von Wolken gebaut.

Licht lag auf der Erde leuchtenden Fluren,
Da spannten sie beide die Fittiche aus,
Die nimmermüden, die starken, und fuhren
Auf verschiedenen Wegen wieder hinaus . . .

Die eine ging nach dem tagenden Drüben . . .
Der andere tauchte zurück in die Nacht . . .
— — — — — — — — — — — — — —

10.

O Zweifel und Hoffnung, wenn sie zerstüben,
Und kehrten nicht wieder — was bliebe dann ihnen,
Den harrenden, den bekümmerten Mienen,
Die sich noch von beiden nicht frei gemacht?! —

11.

— Das Unbefangene, das Unbewußte,
Das niemals wollte, und niemals mußte,
Das heute wie morgen gleichmäßigen Schlages
Als Glück nie zitternde Herzen umwob! —
So hallte die Antwort des siegenden Tages,
Der sterbender Nacht sich lebend enthob.

Zweiter Teil

12.

Die Nacht fiel nieder. Die Luft ging schwer.

13.

Da stand er, der Zweifel, der Sieger! — Und hehr
Wuchs auf seine Größe. Den schwindelnden Grat
Des Gestählten gehärtete Sohle betrat.
Er wartete.

14.

Welten rollten, wie Bälle
Geschleudert von kindlicher Hand, in die Fälle
Der Ewigkeits-Wasser.

15.

Stumm sah er hernieder:
„O Schwester Hoffnung, nie kehrst du mir wieder!

16.

Ein Jahrtausend flog zerbrausend
An dem Wandernden vorbei,
Doch es scheint mir, daß vereint dir
Diese Spanne verronnen sei.

Hoffnung schreitet und begleitet
Langsam nur die Erdenbahn.
Daß ich Sieger, wunder Krieger,
Zeigt mir deine Eile an.

Machtlos waltend, flügelfaltend
Fällst du mir zu Füßen hin,
Und verlassen stirbt mein Hassen,
Wenn ich Gott und Sieger bin.

Wo du weiltest, von dort eiltest
Du, wenn du mich kommen sahst —
Meiner Beute steh ich heute
Wartend, daß du mir dich nahst!"

17.

Er wartete.
Gleich den begehrenden Wellen,
Die immer drängen und schweigend zerschellen,
Sah Nacht er in Tag, Licht in Dunkel zerfließen.
Doch er wollte den Sieg seiner Stärke genießen.

Noch lagen die Höhen in Nebel gehüllt,
Noch hat das Jahrtausend sich nicht erfüllt,
Noch wartet die Erde, wie stets sie gewartet.

„Fragtet je ihr, o Menschen, auf was ihr harrtet?
Aus dem Abfall, den euch das Vergangene gegeben,
Erbaut ihr die Zukunft — das ist euer Leben!"

18.

So stand er und sieht wie der Morgen beginnt
Und der Tag hinstirbt, und die Nacht zerrinnt —
Nach jenen dem Leben entborenen Gesetzen,
An die er nicht glaubte und die zu verletzen
Er machtlos so heute wie gestern gewesen,
Ihm gleich, der gesund war, und wollte — genesen!

19.

Schon schlug um die Schulter er schnell sein Gewand,
Schon griff nach dem Stabe wieder die Hand,
Schon zuckte der Fuß, aufs Neue das Wandern
Zu beginnen von einem Menschen zum andern,
Da sah er, wie unten im Tale — es lag
In Schatten gehüllt — ein Lichtstrahl sich brach.
Und es sprühte sein Auge und spähte hinab,
Wie die Erben in das sich öffnende Grab,
In welchem die Toten zu regen sich wagen,
Um der Lebenden Erbteil in Scherben zu schlagen.

20.

Aus dem Tale rang es
sich empor,
Wie ein Flehen klang es
an sein Ohr:
‚Bruder, weiter kann ich
Müde nicht —
Sieger, sage, wann ich
schauen darf das Licht?!‘

Da, wie Satan lachend,
als er fiel,
Daß die Berge krachend,
wie beim Spiel
Der Titanen sanken,
rief er laut:
„Seh' ich endlich schwanken,
was so stolz erbaut?

Licht willst du, die Bringerin
ewigen Lichts?
Leben will die ‚Ringerin
mit dem Nichts'?
Eigenglück die Senderin
allen Glücks?
Du, die du als Spenderin
mordest hinterrücks?

Wandle, Schwester, weiter
auf der Bahn,
Die sich breit und breiter
aufgetan
Vor der All-Beliebten,
während ich
Längst von den Betrübten
zu den Freien wich.

Zu den Freien, welche
nie gehofft,
Die am Freudenkelche
tranken oft,
Die die Wahrheit suchten,
und die nie,
Wenn die Gott-Verfluchten
Euer Haß bespie,

In die Lüge sanken,
die dich trägt,
Die um dich die schlanken
Arme schlägt! —

Schwester, du verlorene,
dich bekriegt
Der mit dir Geborene!
Er siegt jetzt und immer
Wie den flüchtigen Schwimmer
Stets die Nacht besiegt!"

21.

So rief er in Angst, in Gram und in Lust —
Nun lauschte er nieder mit keuchender Brust:
Es ward schwächer und schwächer im Tale das Licht —
Umhüllten die Nebel der Zeit sie so dicht?
Erklomm sie die Höhe, durch den ‚Felsen der Sorgen'
Vor dem trunkenen Sieger versteckt und verborgen?

Die Welten rollten einförmige Gleise,
Bestrebt, zu erfüllen gezogene Kreise . . .

22.

Der Zweifel war Sieger.
Doch warum wandt' er
Zum Gehen den Fuß nicht? Und warum stand er
Noch immer wie wartend?
Er wußte, zerschellt
Lag unten die Schwester — und sein war die Welt!
Was bog er sich nieder?

Zum unendlichen Schweigen
Ein erstorbenes Ohr in Mitleid zu neigen?
Er lauschte — — — — — — — — — — — — —
— — — und horch! wie ein Abschiedsruf
Klang die Stimme, die einst die Welt erschuf . . .

Noch einmal glomm es herauf aus dem Tal,
Und er sah seine Freundin zum letzten Mal!

Der gefallene Stern

Ist dort ein Stern nicht gefallen? —
Ja. — Bis er die Tiefe erreicht,
Kannst du die Erde umwallen,
Bist du gestorben vielleicht!
Denn die Welt, sie kennt keine Grenzen
Und sie weiß nichts vom Wechsel der **Zeit**:
Ihre flammenden Lichter — sie glänzen
In Ewigkeit.

Und wir in erbebendem Ahnen,
Wir sagen: „Dort sank eine Welt,
Die gerissen aus ruhlosen Bahnen
An den Klippen der Tiefe zerschellt.“
Und wir haben sie morgen vergessen,
Und wissen nicht mehr, wo sie stand.
Wer wird Myriaden durchmessen
Um eine, die schwand?

Und wenn aus den schweigenden Hallen
Der unendlichen, ewigen Welt
Ein leuchtendes Sternbild gefallen
In dem Dunkel der Tiefe zerschellt —

Wer wird das Verlorene bedauern?
  Wer hat es gesehn? Wer vermißt?
Wo die Welt, die an seinem mit Schauern
  Ihr Schicksal mißt?

Und wenn einst nach endlosen Jahren
  Unser Ball seine Tage erfüllt,
Und entrissen den leuchtenden Schaaren
  Ihn die Weltnacht der Tiefe umhüllt,
Wer wird ihn bedauern? Wer sehen
  Wie Angst uns und Grauen verzehrt?
Sein Sterben, sein Sein, sein Entstehen
  Hat Keiner begehrt!

Die Nachtfalter

1.

Diese kleinen, zarten Flügel,
Wie mein Licht sie kühn umschwirren!
Kamen sie von jenem Hügel,
Hier sich tödlich zu verirren?
Diese schimmernden Insekten,
Lauer Sommernacht Vasallen,
Wie sie ihre Flügel reckten,
Hier dem Tode zu verfallen!

Kamen sie von jenen dunklen
Bergen hier zu mir herüber?
Wüßten sie, daß dieses Funkeln,
Nur ein Schatten ist, ein trüber,
Der — wie meiner Seele Sehnen
Nach endlos-durchdarbten Tagen —
Vom Balkon gestillte Tränen
Fallen läßt auf stumme Klagen! ...

Müde Falter! Kommt ihr immer,
Immer wieder in den Stunden,
Wo des Tages dürrer Flimmer
Längst vom Schmerz schon überwunden?

Um in meiner Lampe Flittern
  Mit geängstetem Geflatter
Tod zu finden, Tod, den bittern,
  Den die Seele, immer matter,

Selbst in Nächten eines Lebens,
  Das sich schweigend niederbeugte,
Nun vergebens, nun vergebens,
  Weil es einst zu stark sich däuchte,
Sucht und sehnt . . . Ihr Falter, würde
  An dem Licht, das mein Erkennen
Ewig sieht, auch meine Bürde
  Nächtlich sich zu Staub verbrennen!

— Vom Balkone schweift der Schimmer
  Meiner ruhlosen Gedanken
Immer, immer, immer, immer
  Hin durch meines Daseins Schranken!
An die Stirn schmiegt sich die Rebe,
  Wiegend sich in nächtigem Hauche —
Ob ich sterbe, ob ich lebe:
  Was ich mehr als Ruhe brauche?!

Wieder aus dem Wunsche weckt mich
  Meiner Falter ruhbegehrender
Flügel — ach, nicht länger schreckt mich
  Mehr ihr Kreisen: ruhverzehrender
Kummer kam, und hält gepackt mich,
  Und indem sie scheu mich wieder
Und mein Licht umflattern, hackt mich
  Sehnsucht dieser Nacht danieder!

2.

Kamt ihr mit den leisen Flügeln,
Die nun todermattet liegen,
Wirklich her von jenen Hügeln,
Die dort an die Nacht sich schmiegen?
Kamt ihr, um die wegbestaubten
— Wollte euch der Tag nicht tagen! —
An meines Balkons belaubten
Hängen tödlich zu zerschlagen?

Lockte euch die Nacht und lockte
Euch des Lichtes flackernd Fachen?
Wollt ihr helfen, die verstockte,
Die nicht schlafen läßt, zu durchwachen?
Ach, ich bin ein schlechter Lacher,
Und in seltenen Lebensstunden
Wird dem blöden Schmerzentfacher
Keiner Freude Kranz gewunden!

Kommt ihr dennoch? — Seid gegrüßet!
Gab es eine Nacht, wie diese?
Dank, daß ihr sie mir versüßet,
Schlummert selbst der Schmerz, der Riese.
Kommt, ihr Kinder dieses Schweigens,
Einer Nacht, von uns durchwacht,
Tanzt den Tanz des Totenreigens
Um das Licht, von mir entfacht . . .

Was bedeutet Leben? — Wir, die
Ewig-Wachen, werden seines
Sterbens Erben sein. Gebt mir die
Strahlen seines ewigen Scheines!
Ich verlange sie! — Ich wachte,
Wenn die Anderen ringsum schliefen!
Ich verlange sie! — Ich dachte
Mich hinein in Abgrund-Tiefen!

Lebt — und kreist! — Doch ich will tauchen
In die Gründe meiner Nächte,
Will hinaus mit stillem Hauchen
Strecken meine offene Rechte!
Wie ihr kamt, ihr Nachtbeflügelten,
Will ich dieser Nacht, der weichen,
Und der großen, florumhügelten
Ferne meine Seele reichen!

3.

O wie reich die Nacht! Und Keiner
Ist, der mit mir sie durchwachte!
Ist nicht Einer, ist nicht Einer,
Der mit mir sie gern durchlachte?
Hier ein Glas, und hier das Funkeln
Edlen Weins, und hier die Seele,
Die in dieser Nacht, der dunklen,
Gern dem Freunde sich vermähle!

Freunde, ach! — wer ist geblieben?
  Fremder, komm! Voll Sehnsucht rufe
Ich dich her: ich will dich lieben
  Auf des Lebens letzter Stufe.
Komm! der ich dich kennen lernte
  Heute, morgen dich zu lieben —
Komme! daß dich nicht entfernte
  Dieser Tag, der uns geblieben!

Komm! Ich will mit diesem Tranke
  Deine müde Lippe kühlen!
Will in deinem kurzen Danke
  Das Verlorene wieder fühlen!
Sieh, wie um mein Licht die Flügel
  Dieser Nachtgeborenen irren:
Laß von deinem dunklen Hügel
  Deine Seele zu mir schwirren!

Diese Nacht noch! — Ach! schon morgen
  Haben wir vielleicht für immer
In den Sorgen uns verborgen
  Dieses Lebens! — Wächst der Schimmer?
Kommt er? Nein! — Gewiß umfangen
  Von Vergessens-Fluten hält ihn
Schlaf zurück ... Nein, wozu langen
  Aus dem Strom herauf der Welt ihn? ...

Einsam wieder! — In die Nachtluft
  Dieser lebendämmernden Stunden

Steigt des Morgens feuchter Schlachtduft
Wie aus tausend frischen Wunden!
Lösche ich das Licht? — Ach, immer
Würdet, Flügel Ihr der Wacht,
Mit mir kreisen um den Schimmer,
Wie wir kreisten diese Nacht!

Der tote Fremde

Es ist ein Geheimnis geblieben. Kein Mensch sah wieder ihn je,
Und seines Sterbens Kunde trug rückwärts kein kündendes Wort.
Seinen Leichnam trieben die Fluten. Am Morgen warf ihn die See
Auf gleißende Sandesflächen, und nahm am Abend ihn fort.

Seine Kleider zerfraß die Feuchte. Sein Fleisch zernagte der Wurm.
Die toten Augen zerstach der Sonne glühender Brand.
Am dritten Abend trug ihn weit über die Woge der Sturm,
Und kein vierter Morgen warf ihn zum vierten Male ans Land.

Es ist ein Geheimnis geblieben. Sie wußten nicht, wer er war,
Und woher die Woge gekommen, die an ihr Land ihn trug.
Doch am Strande standen sie flüsternd in ängstlich-gedrängter Schaar,
Und sie wähnten der Tote, er käme den Lebenden — ihnen! — zum Fluch.

Sie rührten ihn nicht. Doch wenn Abends die sterbende
Sonne sank,
Dann standen sie wartend, bis ihn die Flut vom Ufer
nahm.
Und wenn am anderen Morgen die Sonne die Fluten
trank,
Dann sah'n sie, wie wieder geschwommen der tote Fremde
kam.

Drei Tage so und drei Nächte. Doch nach dieser Stunden
Schlag,
Da nahm die zerfallende Leiche das Meer für immer auf.
Und sie standen wartend am Strande. Es kam der
vierte Tag.
Doch sie sahen den Toten nicht wieder. Und sie atmeten
alle auf.

Es ist ein Geheimnis geblieben. Sie wußten nicht, daß
dieser Mann
Einst über die Ferne der Länder getragen der Wahrheit
Licht.
Und daß auch ihre Sinne er lösen wollte vom Bann
Der irrenden Lehre der Sünde. Sie aber wußten es nicht.

Nun war er als Toter gekommen. Und Keiner kannte ihn.
Und die verwesende Lippe des Toten zu Keinem sprach.
Und sie hatten ihn fast schon vergessen, als der fünfte
Morgen erschien.
Und sie lebten in Dunkel weiter. Doch das Dunkel war
ihnen wie Tag.

Vorbei

Vorbei! Im Sternenglanze,
Hoch über dieser Welt,
Schwebst du im Reigentanze,
Die Flügel luftgeschwellt.
Die klaren Augen tauchen
Tief in die stille Nacht,
Und deine Lippen hauchen
Gedanken, nie gedacht.
Vorbei! Du siehst die Sterne
An dir vorüberziehn,
Du aber suchst die Ferne,
Um zu ihr hinzufliehn.
Die Nacht versinkt dem Tage,
Du aber schwankst und schwebst
Vorüber jeder Frage,
Und weißt nicht, daß du lebst.
Vorbei! Dich trug dein Sehnen,
Hoch über allem Weh,
Vorbei dem Tal der Tränen,
Vorbei dem Totensee.
Wunschlos und wahnlos gleitest
Du weiter deine Bahn,

Und deine Flügel breitest
Du über den Orkan.
Vorbei! Dem Reigentanze
Entzog sich deine Macht.
Einsam im Weltenglanze
Gleitest du durch die Nacht.
Im Osten glüht der Morgen.
Du aber siehst ihn nicht.
Du schwebst — vor Leid geborgen —
Hin durch ein Meer von Licht.
Vorbei! Am Welten-Ende
Stehst du und wartest still,
Ob sich ein Wanderer fände,
Der dir noch folgen will.
Du wartest . . . Keiner! — Nieder
Beugst du dich zu der Flut
Und trinkst . . Noch einmal! — Wieder
Beseelt dich alte Glut.
Vorbei! Mit starkem Brausen,
Die Flügel ausgespannt,
Trägt dich des Windes Sausen
Zurück zum Heimatland.
Du siehst die Fluren schimmern,
Wo deine Hütte lag,
Wo dir in Tagen, schlimmern,
Dein Leben hart zerbrach.
Hernieder! — Doch hernieder
Kannst du nicht mehr fortan!
Nie kehrt zur Heimat wieder,
Wer sie verlassen kann.

Da packt dich banges Grausen,
Du schlägst die Flügel wild,
Und fährst mit starkem Brausen
Wider des Himmels Schild.
Vorbei! — Im Sternenglanze,
Der herrlich dich umhellt,
Schwebst du im Reigentanze
Hoch über dieser Welt.
Und du durchmißst die Weiten,
Die einmal du begehrt,
Und ruhlos wirst du gleiten,
Bis du dich selbst verzehrt!

Der Flug des Todes

Nacht lag auf dunklen Hügeln.
Da flog auf leichten Flügeln
Stillschwebend der Tod einher.
Er flog die Erde vorüber.
Ihn quälte ein Wunsch, ein trüber.
So flog er hin zu dem Meer.

Ihm folgte die Verwesung.
Und weinend floh die Genesung
Vor seinem Fluge her.
Es zog ihn hinauf zu dem Himmel.
So flog er vorbei dem Gewimmel
Der Menschen, und über das Meer.

Er kam zu einem Sterne.
Der lag der Erde ferne
Und Licht umlohte ihn hehr.
Da mußte der Tod sich wenden,
Und flog mit leeren Händen
Weiter über das Meer.

So flog er von einem zum andern
Der Sterne in schweigendem Wandern,
Und die Hände blieben ihm leer.

Sein Antlitz ward starr und dräuend,
Doch stetig die Kraft sich erneuend
Flog weiter er über das Meer.

So kam er zur Grenze der Welten,
Wo brandend die Wogen zerschellten
Und keine Küste mehr.
Da mußte den Flug er enden,
Und rückwärts die Fittiche wenden
Weit über das wallende Meer.

Und wieder mußte er schreiten
Durch ungemessene Weiten,
Vorbei an der Sterne Heer,
Vorbei an dem strahlenden Lichte
An dem sein Wunsch zu Nichte
Geworden, und über das Meer.

Und hinter ihm schwanden die Himmel.
Da über der Menschen Gewimmel
Stand er, gewaltig und hehr.
Und spannte die eisernen Hände
Und wußte des Mordens kein Ende,
Und hinter ihm rauschte das Meer.

Aufweinend starb die Genesung.
Und neben ihm stand die Verwesung,
Und die Hände wurden ihm schwer.
Da mußte der Dräuende enden,
Und flog mit vollen Händen
Zurück zum verlassenen Meer.

Noch lag Nacht auf den Hügeln,
Als er mit müden Flügeln
Stillschwebend zog einher.
So flog er die Erde vorüber.
Ein Morgen kam, ein trüber —
Da stand er über dem Meer.

Weltseele

Du spürst in Sommertagen
Um heiße Mittagszeit,
Wenn keine Pulse schlagen,
Ein Zittern weit und breit.

Ein Suchen und ein Irren —
Das gönnt sich keine Frist.
Ein leises Flügelschwirren —
Du weißt nicht, was es ist.

Wie sich dein Sinn auch quäle
Zu folgen dieser Flucht —
— — — — — — — — —
Es ist die Weltenseele,
Die ihre Heimat sucht . . .

Krähengekrächz

Heut' hatte ich einen leckeren Schmaus:
Ich fraß einer Leiche die Augen aus, wo die Wege sich
scheiden.
Und am staubumwehten, verlassenen Weg
Entstand ein heimliches Zwiegespräch zwischen uns Beiden.

Wenn ich hackte und riß, hob er sich empor,
Zu flüstern in mein verschwiegenes Ohr eines Sterbens
Geschichte.
Er stöhnte noch. Aber ich krächzte und schrie:
‚Was moderst du hier, der du doch wie sie gewandelt
im Lichte?'

„Am Wege erschlagen nach Lärmgelagen
Und taumelnden Tagen, was soll ich dir sagen, was
scheert es dich? —
Sie sind meine Erben. Aus mühsamen Scherben
Ein Glück zu erwerben für sie, dann zu sterben: das
Schicksal traf mich!" —

Ich krächzte und sprach: ‚Armseliger Tor,
Der sich lebend und sterbend nichts Besseres erkor, du
warst nicht gescheut.

Doch sei ruhig, mein Freund, dein Fleisch ist gut:
Viel Muskeln und Sehnen, und wenig Blut. Danke.
Hat mich gefreut!"

Ich hackte noch einmal und riß einen Fetzen
Von der Warze der Brust, um damit zu letzen die Kleinen
zu Haus.
Da lag er: starr, fühllos, blutend und bleich —
Und ich spannte zum Flug in mein endloses Reich die
Flügel aus.

Was wollt Ihr? Am Besten, es nähme heischend
Der Tod sie Alle. Dann kämen wir kreischend und auf-
geschreckt
Unsere Schnäbel wetzend . . . Ja, wer noch nicht fraß
Ein acht Tage lang faulendes Menschenaas, weiß nicht,
wie das schmeckt!

Am Meer

Wenn die Nacht mit verhaltenem Fragen
  Hinschleicht zum erschauernden Meer,
Dann vernimmt, wer noch wacht, wie ein Klagen
                    Zum Land sich stiehlt.
Wer noch wacht! — Rings in wiegendem Schlummer
  Lag der Menschen ermattetes Heer.
Doch es kam, daß ein schlafloser Kummer
                    Noch wach mich hielt.

Es war nicht ein Schmerz, der in Tränen
  Gemach von der Seele sich löst;
Es war nicht der Schmerz, der das Sehnen
                    Der Jugend ist;
Es war auch ein Schmerz nicht, der machtlos
  Die Brust vor den Anderen entblößt —:
Ein kleiner Schmerz, wie er achtlos
                    An Jedem frißt.

Der Tod lag schlummernd am Ufer
  In des Mondes blauleuchtendem Schnee.
Am Meersaum als Lebens-Rufer
                    Ein Vogel rief.

Leis hob und senkte die Brust sich
  Der wogenatmenden See —
So wiegt sie in ewiger Lust sich,
          Die nie noch schlief.

Und nun vernahm ich ihr Klagen
  In den Tönen voll Inbrunst und Wut,
Und hörte aufgrollend sie sagen,
          Wie arm sie sei —:
„Ich strecke weit über den Erdball
  Die Arme in stürmendem Mut,
Mich stört kein Fluch und kein Schwertschall,
          Denn ich bin frei!

Ich murre — und Dämme zerkrachen;
  Ich grolle — die Erde erbebt;
Ich wüte — und Berge zerflachen,
          Denn ich bin groß!
Ich umspanne mit einem Blicke,
  Was im Reiche der Wasser lebt —
Was sind mir Menschen-Geschicke?
          Was Menschen-Loos?

Ich rufe den Tod mir zur Seite.
  Er sammelt, was ich gemäht.
Doch wenn meine Arme ich breite
          Graut selbst dem Tod.
Er darf meinen Rücken betreten,
  Doch seine Allmacht zerweht,
Wenn die Welt erzuckt in Gebeten
          Auf mein Gebot!

O der Menschen, die nie mich verstanden!
Was fürchten und hassen sie mich?
Wie Haß klingt ihnen mein Branden,
Mein Wort wie Wut,
Und sie ahnen nicht, wie ich sie liebe!
Wenn ich rede, so bergen sie sich —
Wo ist er, der unverzagt bliebe
Bei meiner Glut?

Ja, ich liebe sie — Tausende nahm ich
In meinen lustzitternden Arm,
Doch sie starben — und dann überkam mich
Wildloderndes Weh.
Und ich küßte die schweigenden Lippen,
Die Lippen, so schwellend und warm:
Sie schwiegen — ich warf sie an Klippen,
So bleich, wie Schnee.

Und mein Hunger ist niemals zu stillen.
Meine Worte voll Sehnsucht und Lust,
Sie locken heraus sie aus stillen
Gefilden zu mir.
Und sie kommen mit glänzenden Augen
Und mit hochaufjauchzender Brust,
Und wähnen sich Leben zu saugen
Und Freude hier.

Ich umwand mich mit leuchtenden Farben,
Wie keine Erde sie kennt,
Doch sie kamen mit Blüten und Garben,
Und sahn mich nicht.

Und ich spüre die Hauche der Blüten
Und grollend mein Zürnen entbrennt,
Und mein Arm in aufschäumendem Wüten
Ihr Land zerbricht.

Denn so weit er reicht, darf mir nimmer
Erblühen ihr duftiger Tand.
Ich ertöte den flüchtigen Schimmer
Mit einem Hauch.
Und ich werfe mit liebenden Händen
Meine Schätze der Tiefe ans Land —
Doch sie lachen der köstlichsten Spenden
Der Liebe auch.

Und dann wühlt mich der Zorn und erfaßt mich,
Und meine Stimme erklingt:
‚Ich ahne es, Toren, Ihr haßt mich,
Weil Menschen Ihr!' . . .
Und Begehren durchpulst meine Tiefen,
Und Schaum auf die Lippen mir dringt,
Und ich recke die Glieder, die schliefen,
In wilder Gier.

Und ich rufe die heulenden Winde,
Und vom Himmel hernieder den Blitz,
Und so stürmt dann mein Wüten, das blinde,
Die Küsten entlang.
Wild rüttle die lauschende Nacht durch
Ich ihren erkrachenden Sitz,
Und erbarmungslos kämpft sich die Schlacht durch
Beim Sturmgesang.

Doch am Morgen siegte mein Lieben,
Wie immer, über den Haß.
Ich zähle, was lebend geblieben,
In meinem Reich.
Ich vernehme ihr Weinen und Fluchen,
Wenn die Leichen, zerschmettert und naß,
Ihrer Lieben am Strande sie suchen,
Vor Angst noch bleich.

— So steigen und fallen die Zeiten.
Geschlechter erstehn und vergehn.
Ich sehe am Strande sie schreiten
In starrem Mut.
Meine Liebe — sie ist unsterblich,
Sie können sie nimmer verstehn,
Denn mein Kuß ist ihnen verderblich
Wie meine Wut.

Doch meine Geduld ist unendlich —
Es ist ein starkes Geschlecht,
Vielleicht, daß einst ihm verständlich
Mein Lieben wird.
Es hat meine Liebe betrogen,
Da hab' ich mich zürnend gerächt,
Doch so lange noch über mein Wogen
Ihr Leben irrt;

So lange das lachende Wagen,
Und das Auge voll Treue sie schmückt
— Wenn Tausende auch, die verzagen,
Mein Kuß verdirbt —,

So lange will ich sie lieben!
Und wen meine Liebe beglückt,
Der, wenn er treu mir geblieben,
Glücklächelnd stirbt! . ."

So vernahm ich das Klagen des Meeres,
Und es klang mir wie Welten-Gericht.
Ein Chaos, ein lebenlos-leeres,
Das Land rings schlief.
Der Tod stand leuchtend am Ufer.
Am Meersaum erglomm ein Licht.
Einsam als Lebens-Rufer
Ein Vogel rief . .

Der Stern

Die Nacht entfaltet ihr Banner,
ihr schwarzes, und Finsternis fließt
hernieder. Ein Welten-Umspanner,
ein Stern, seine Gluten erschließt.
Wie ein köstlicher Demant erglänzt er
auf der Brust der Gebieterin.
Sein silberner Schimmer, wo grenzt er?
Sein Licht, wo reicht es nicht hin?

Umfaßt es nicht Welten, um die wir
schon oft uns in Sehnsucht verzehrt?
Und Ewigkeiten, die nie wir
ersehnten, die nie wir begehrt,
weil wir sie nicht kennen? — Sein Glänzen,
es läßt nur die Ferne uns sehn,
doch heute möchten die Grenzen
der Ewigkeit kühn wir begehn!

Wie gebiert dieser Stern doch Gedanken,
von denen der Tag nichts gewußt!
Wie entreißt er sie machtvoll dem kranken
Gehirn, der verödeten Brust!

Wie begehrt er sie schweifen zu sehen,
die flüchtigen Kinder des Traums,
und wie willig läßt er sie gehen
zurück in den Körper des Raums!

Er lockt uns verheißend: ‚Nun frage!
Und Antwort gebe ich dir.‘
Und wir fragen, zu stillen die Klage,
zu frischen den Mut fragen wir:
„Lebt dort ein Geschlecht? Sprich, und gleicht es
dem unsern? Und ist es verfehmt
gleich uns? — Unser Licht, sprich, erreicht es
sie, ehe die Ferne es lähmt?

Sprich, bist du als leuchtende Mitte
in harmonischer Teilung bestimmt,
die in gleicher Stunde die Bitte
von zwei Enden des Weltalls vernimmt?
Neigst du zu derselbigen Stunde
dich der Brüder ergreifendem Flehn,
die mit uns an der gleichen Wunde
verbluten, der gleichen entstehn?

Ist auch dort in der endlosen Kette
der Einzelne nur wie ein Glied,
dem zwischen zwei Worten: ‚Errette!‘
und: ‚Ende!‘ sein Leben zerflieht?
Der wie wir in den schwankenden Tagen
von dem anderen Ende der Welt
an dich mit denselben Klagen
dieselben Fragen stellt? —

O dann sende unsere Grüße
hin über den endlosen Raum,
den der Sehnsucht blutende Füße
durchschreiten im Fluge kaum!
Und bringe uns Grüße hernieder
von jenem Strande — gewiß,
auch dort erhebt sich dann wieder
ein Haupt aus der Finsternis,

Und starrt mit verwunderten Blicken
in die nächtliche Stille umher:
‚Wer sprach da von fremden Geschicken?
Kam die Stimme vom Lande? Vom Meer?
Vom Himmel? Du Stern, der du Grüße
mir bringst, sprich, wer sandte sie mir?
Warum sind gebannt meine Füße!
Du melde ihm: Nacht sei auch hier! . . .‘

Nun eile!“ — Wir warten. Der Morgen,
ein anderer, ein nächster erwacht,
und Hoffnung beschwichtigt die Sorgen
des Tags, die Enttäuschung der Nacht,
in welcher von einer zur andern
wir warten, das Sternbild zu schaun,
dessen Licht nun wandern muß, wandern,
zu erfüllen ein heißes Vertraun . . .

Und wir sehen die Tage schwinden
und die Nächte nahen —: den Stern,
den wir fragten, wir können ihn finden
nicht mehr — sein Licht ist zu fern!

Er wandert . . . Er ist vielleicht nun
bei Jenen — der Gruß ist bestellt.
Sie horchen . . . und uns, uns erreicht nun
der Tod, der Bezwinger der Welt! —

Wir waren. — — Nach Ewigkeiten
in die Mitte zurückgekehrt,
nach beiden Enden zu breiten
sein Licht, ist der Stern. Und es hört
ein Geschlecht, das dann ausruht in Tagen
des Friedens nach blutiger Schlacht
eine seltsame Antwort ihn sagen,
die Antwort: „Auch hier ist Nacht!“ . . .

Neue Gedichte

1896—1911

Lebensflucht

Wohin verschlagen
durch eigene Schuld
bin ich nach Tagen
der Ungeduld?

Der ich dem Schwarme
schon längst entwich,
Weh', welche Arme
umfangen mich?!

Verräter gehen
vor meiner Tür,
und Worte wehen
voll Ungebühr.

Ich bin verlassen
und Rettung fern,
denn die mich hassen
sind meine Herr'n.

Wie aus dem Zuchthaus,
das Gott mir schuf,
Führ' ich die Flucht aus?
Da, horch, ein Ruf!

Gedanken, windet
die Leiter mir,
Ihr Freunde, bindet
sie nächtlich hier.

Früh dann entrinn' ich,
— Auf, Vogel, fleuch! —
Und Abends bin ich
unter Euch!

Eigen-Glück

An diesem Tage, wo die Schatten
  Der Trauer decken alles Land,
Wo alle Farben rings ermatten
  Nehm' ich mich selber bei der Hand;

Laß Wolken, Wind und Wellen ziehen
  Und führe mich, mich ganz allein,
In das Schloß *meiner* Melodien,
  In das Reich *meines* Wohllauts ein! . . .

Ich muß mir selber etwas Gutes
  Tun — allzu schwer ist diese Zeit:
Ich bin zu keiner Tat des Mutes,
  Doch zu dem eigenen Glück bereit.

Ich will der Täuschung Wimpel hissen . . .
  Und hat mein Spiel nicht Zweck noch Sinn,
So soll es dennoch Keiner wissen,
  Wie ich unsäglich selig bin!

So will ich wieder singen: leise,
  Dann laut, und immer lauter dann,
Bis mich der Tonfall meiner Weise
  Schmeichelnd wie laue Flut umrann;

Bis mich die Klänge süß berauschen,
(Die Klänge, die kein Ohr vernimmt
Außer meinem . . .); bis meinem Lauschen
Still auch der letzte Ton verschwimmt . . .

Bis mich des Schlummers weiche Arme
Liebreich beim ersten Morgenschein
Umfangen . . . Und mich in das warme
Nest des Vergessens betten ein . . .

Die Tropfen

Heftiger heute
Blutet die Wunde
Die Du mir schlugst.

Keiner gewahrt sie.
Stolz und verschlossen
Steh' ich noch aufrecht.
Stumm mit den Händen
Preß ich die klaffenden
Ränder zusammen.

Aber es rieseln
Zwischen den Fingern
Tropfen hernieder —
Blutige Tropfen.
Ohne die Kraft sie
Länger zu halten
Seh' ich sie rinnen —
Blutige Tropfen:

Lieder des Schmerzes!

Qual

„Komm' mit, Geliebte! — Allzu mächtig
Treibt uns der Morgen jetzt nach Haus.
Wie siehst du blaß und übernächtig
In diesem fahlen Lichte aus!

Noch schmäler wurden deine Wangen,
Seit sie die Lust verlassen hat,
Und deine Worte eben klangen,
Als seist du selbst des Lärmens satt.

Drum komm': ich will dich in den Wagen
— Er bringt uns heim zu unserm Nest! —
Wie einen müden Vogel tragen . . .
Komm' mit, eh' ganz vorbei das Fest!

Laß uns entfliehen dem Gedränge,
Das bald die Treppen übergießt —
Was ist uns diese fremde Menge,
Die uns wie trüber Schlamm umfließt!"

So lock' und lenke ich sie leise
Allnächtlich fast zu mir zurück,

Und eine Weile alte Gleise
Schleicht hin mein ungetreues Glück.

Es ist gelungen! — Mein nun wieder
Ist sie, für eine Weile mein!
Still trag' ich sie die Stufen nieder,
Still schläft an meiner Brust sie ein . . .

Rettung

Schon umweht mich der Herbstwind, der kühle,
Sind die Tage des Sommers schon hin?
Was glüht dann ihr Hauch noch, der schwüle,
Betörend um Herz mir und Sinn?

Du erhoffst von dem scheidenden immer
Das Glück noch, das fest er versprach?
Laß ihn sinken, den flüchtigen Schimmer,
Der sein Wort nun so oft schon uns brach!

Denn ob du den Sommer genossen,
Ob ein kurzes Glück er gebracht,
Ob in Schaum er, wie dieser, zerflossen —
Du entrinnst nicht der sinkenden Nacht!

Laß sie fallen darum, die du halten,
Sie nahn, der du wehren nicht kannst —
Jetzt heißt es: gen ihre Gewalten
Zu stehn, bis den Sieg du gewannst.

Diesen sinnverwirrenden Tänzen,
Leih' ihnen nicht länger dein Ohr!

Hinweg mit den welkenden Kränzen
Und die Klinge des Mutes hervor!

Du sagst, daß ein letztes Gefunkel
Dein Glas noch bescheint? — — Trink' es leer!
Nur du selber entrettest dem Dunkel
Dich jetzt noch — die Sonne nicht mehr!

Der Mahner

Hoch steht er auf den weißen Stufen
umloht vom jungen Tagesschein.
Ich höre seine Stimme rufen
in die vergangene Nacht hinein:
„Liebt Euch nicht. Haßt Euch nicht. Versucht nicht
zu binden, was untrennbar ist.
Verzeiht nicht. Richtet nicht. Und flucht nicht —
Du bist nicht, der du heute bist!"

Hernieder steigt er still die Stufen —
Um ihn der weiße Tagesschein.
Ich höre seine Stimme rufen
hell in den kommenden Tag hinein . . .

Singe! . . .

Singe, die Qualen der Stunde zu stillen.
Einzig dir selbst nur zu Lust und zu Willen —
Singe, die Qualen der Stunde zu stillen,
Sprach ich zu mir.

Leise erhob sich mein Lied und regte
Schüchtern die Flügel . . . so leise bewegte
Sich sein Flug, daß kein Laut sich rings regte —
Kaum rings ein Laut.

Einer nur, jener Seufzer, der sagte:
„Siehe, jetzt singst du, der eben noch klagte“ —
Einer nur, dieses Atmen, das sagte:
Siehe, du lebst!

Ob du stirbst oder lebst . . .

Ein Duft erfüllt mein Zimmer.
Es ist ein Glanz und Schimmer
In ihm, wie nie zuvor . . .
Wie um das freche Höhnen
Der Welt zu brechen — ein Tönen
Dringt mahnend an mein Ohr:

„Dein Tag beginnt zu scheiden —
Willst du noch länger leiden?
Schon dämmert nahe Nacht!
Ob du als Unterlieger,
Ob als der laute Sieger
Hervorgehst aus der Schlacht;

Ob du in neuen Räuschen
Versuchst dich noch zu täuschen;
Und wie du Tag um Tag
Aus seinen Tiefen hebest —
Wie du stirbst, wie du lebest
Wer, glaubst du, fragt danach?!“

Es nimmt mich ganz gefangen!
Und alle die langen, bangen,
Die Tage, schmerzdurchgellt,

Lösen sich still in diesen . . .
Auf blutigen Marmorfliesen
Mein altes Leben zerschellt!

Ich weine nicht mehr und ich klage
Nicht mehr . . . Ich atme . . . Ich wage
Zu schaun in die Welt umher:
Ein Klang in meinen Ohren
Hat wieder mich geboren —
Ich bin es — und bin es nicht mehr!

Die Menschen

Alles verzeih'n sie dir — das Eine nie:

Daß du dich nicht gemein mit ihnen machst!

Setz' auf die Bierbank dich; reib' Arm an Arm;
Nenn' deinen Nachbar Bruder; wälze dich
Mit ihm im Sumpfe irgendeiner Phrase;
Mach' dich gemein mit ihm: so oder so! . . .

Alles verzeih'n sie dir, das Eine nie:
Daß du dich nicht gemein mit ihnen machst!

Waldes-Schweigen

So geh' ich nun so lautlos schon stundenlang
Hin durch die dunklen Tannen am Bergeshang.

Ganz hält mich Waldesschweigen in seinem Bann.
Wer sagt mir, wo es endet? Wann es begann?

Bricht unter meinem Fuße ein morscher Ast
Geht hin durch diese Wildnis ein Schauer fast.

Doch gleich ist Alles wieder still um mich, still in mir,
Denn selbst mein Herz, das wilde, schlägt ruhig hier . . .

Ich bin hier, ich bin wiedergekommen

Ich bin hier, ich bin wiedergekommen!
Ich habe die Ferne genommen,
Bin gewandert bei Nacht und bei Tage,
Ich erstickte den Seufzer der Klage —
Mir ließ ja die Sehnsucht nicht Ruh'! . . .

Ich bin hier, ich bin wiedergekommen —
Wo aber bist du? — Wo bist Du?!

Ich bin hier, ich bin wiedergekommen!
Ich habe die Fluten durchschwommen,
Ich habe die Höhn überstiegen,
Mir konnte den Mut keine biegen:
Es ging ja der Seligkeit zu!

Ich bin hier, ich bin wiedergekommen —
Wo aber bist du? — Wo bist Du?!

Ich bin hier, ich bin wiedergekommen!
Was kann dir dein Zaudern noch frommen?
Du kannst das Gelöbnis nicht brechen,
So halte gleich mir dein Versprechen:
O komme nun, komme im Nu!

Denn sieh: ich bin wiedergekommen —
Ich bin hier! — Nun sprich, wo bist Du?!

Die Belebung

Rom, im Frühjahr 1898

Efeu und weiße Rosen
Umzieh'n mit ihrem losen
  Gerank die braunen Trümmer
    aus uralt-alter Zeit,
Und um die hohen Bäume
Weht einer noch der Träume
  — Der letzte, goldene Schimmer —
    altrömischer Herrlichkeit.

Verwitterte Gräberstätte!
Jahrtausend altes Bette
  Von Größe, so unendlich,
    von Ruhm und Glanz und Macht,
Was greifst du nach meinem Herzen
Mit selig-unseligen Schmerzen?
  Was bannst du mich, kaum verständlich,
    du Schlachtfeld nach der Schlacht?!

Wo finde ich dein Bildnis,
Rom, noch in dieser Wildnis? —
  Ich suche dich — und suche
    nun Tag und Nacht und Tag.

Mein Auge wird erblinden,
Rom, ohne dich zu finden,
wie ich dir zürne und fluche,
wie ich dich segnen mag!

Aufrauschen die Zypressen! . . .
Ich weiß, ich weiß . . . Vergessen!
So mahnen sie den Toren
an aller Zeiten Sinn:
Was nie dein Auge schaute,
und nur dein Wunsch erbaute,
in Trümmer sinkt verloren
es täglich neu dahin!

Und doch: laß die Gedanken
Aufbau'n die edlen, schlanken
Säulen und Hallen nieder,
die Tempel marmorweiß,
Die kühngewölbten Bogen,
durch die sie siegend zogen,
die götterschönen Glieder
von Lust und Leben heiß!

Was nützt dir wohl dein Klagen?
Nicht einer von den Tagen,
die als leblose Trümmer
machtlos dein Wort beweint,
Kehrt wieder! . . . Wieder baut sie
Die Sehnsucht nur und schaut sie —
Ist ihr die Welt doch immer,
so wie sie ihr erscheint . . .

Efeu und Rosen-Ranken
Winde ich um die schlanken
  Glieder des Götterbildes —
    mir scheint, es lächelt dazu.
Ich sehe in leisem Erbeben
Es mählich sich beleben —
  Da packt mich ein Jauchzen, ein wildes:
    So lebst mir, Rom, auch Du!

Eintagsglück

Schwül glühen die gelben Rosen zu meinem Fenster
herein.
Es macht ihr Duft mich trunken, wie schwerer roter
Wein.
Mein Zimmer ist ganz voll Sonne, mein Herz ist ganz
voll Glück —
Wie liegen Angst und Sorgen, wie liegen sie weit zurück!

Zwei bunte Falter treiben auf meiner Hand ihr Spiel
Und lässig entsinkt der matten der weiße Federkiel . . .

Ich sitze und sinne und träume — wovon, ich weiß es
kaum:
Mir rinnt der Tag vorüber — so rinnt ein goldener
Traum.

Was ist denn nur geschehen? — Was macht mich nur
so froh? —

Weil ich es nicht begreife, berauscht mein Glück mich so!

Allerseelen

Es ist ein Tag und der gehört den Toten —
In lauten Tagen endlich einer still.
Wieder den Gräbern nah'n die Lebensboten.
Sie trauern heute, wie der Tag es will.

Und suchen in den ungezählten Schaaren
Die Teuren, die sie — Mann und Weib und Kind —
Die Ihren nannten, da sie lebend waren
Und die die Ihren noch im Tode sind.

Wer ist der Mann, der mit gleichgültigen Mienen
Und ohne Kranz in lässig-müdem Gang
Von Grab zu Grab dort wandelt unter ihnen?
Von Grab zu Grab, und Reih' auf Reih' entlang?

Er trauert jeden Tag und feiert keinen.
Denn schmerzlich wie sein Herz heut' keines bebt:
Doch er hat keinen Toten zu beweinen,
Weil ihm kein Lebender jemals gelebt . . .

Letzter Verlust

Es war in Tagen,
Von denen sagen
  Mein Herz bedräuen
    Von Neuem heißt,
Ein letzter Schimmer
Doch mein noch immer,
  An dem ich freuen
    Mich durfte dreist.

In dem Gelage
Der lauten Tage,
  Von dem Gedränge
    Verwirrt, verstört —
In dem Geflechte
Verlorener Nächte
  Hab' ich die Klänge —
    Wie oft! — gehört.

Bald laut, bald leise
Die süße Weise . . .
  Und immer war es
    Dasselbe Lied,

Das schon so lange,
Mit Zauber-Klange,
  Ein Wunderbares,
    Die Welt umflieht.

Es floh — wie kam es?
Es ging — wer nahm es
  Von meinem Herzen,
    Mein liebstes Kind? —
Ach, Lieder und Träume
Sind Wellen-Schäume,
  Gleich Lust und Schmerzen
    Wie Spreu im Wind!

Wir müssen sie hegen,
Und liebreich pflegen,
  Mit ihnen reden
    Auch ohne Gebot,
Sonst haben wir Toren
Die Helfer verloren
  In unseren Fehden
    Mit Lebensnot.

„Es kann nicht gehen!"
So sprach ich . . . „Sehen
  Will ich, mit wem Du
    Sonst dich paarst!
Du kannst mich nicht hassen! . . ."
Da hast Du verlassen
  Den Armen, dem Du
    Alles warst!

Und alle Nächte
Sind ein Geflechte
Von wirren Träumen
Der Melodie;
Und alle Tage
Sind eine Plage —
Ich mag mich bäumen:
Du hilfst mir nie!

Wenn mich die Stunden
Des Seins verwunden,
Muß ich die Beute
Der Stärkeren sein . . .
O liebstes der Lieder,
Nie wiegst Du mich wieder,
Nicht morgen, nicht heute
In Träume mehr ein!

Wie sang- und klanglos,
Und wie belanglos
Erscheint die Welt mir,
Wie kalt und leer!
O liebstes der Lieder
Nie wiegst du mich wieder —
Und Nichts erhellt mir
Mein Leben mehr!

Das ist nicht Hochmut . . .

Das ist nicht Hochmut, das ist Trauer:
  Daß Ihr so fernab von mir geht,
Und daß der fremde, kalte Schauer
  Der Einsamkeit mich überweht.

Da ist nicht Einer von Euch Allen,
  Deß' Wort ich nicht mit Freude las,
Und Keiner, den im Kinder-Lallen
  Der frechen Tage ich vergaß.

Ich möchte unter Euch mich mischen
  Wie gerne oft, an frohem Ort;
Wie gern mir Herz und Hirn erfrischen,
  Wenn Kampf und Qual sie ausgedorrt —

Doch immer, wenn ich mich Euch nahe,
  Erscheint Ihr fremd und feindlich mir;
Verliere ich die Kraft; empfahe
  Die Warnung ich: Was willst Du hier? . . .

In fremdem Ton

Denn Schweigen muß es um mich sein,
Bevor ich reden kann!

Es darf nicht Mond-, nicht Sonnen-Schein,
Kein Rauschen in dem Tann,
Kein Wolkenflug, kein Wellenschlag,
Kaum ein Erinnern an den Tag,
Und meiner Lust letzte Gebärde,
Wie alles Leid der großen Erde,
Es darf kein Stern vom Himmel fallen,
Kein Fittich durch die Leere hallen,
Dies Alles darf nicht sein —
ja, schweigen
Muß selbst mein Gram in tiefem Neigen . . .

Es darf nur Nacht sein, tiefe Nacht,
In der kein Hauch des Lebens wacht,
Und Alles, was dem Schlaf sich weiht,
Ganz aufnimmt die Vergessenheit . . .

Wenn es so still ist, daß Gefahr
Vor Nichts mehr droht und alle Stimmen,

Die lautlos auf dem Schweigen schwimmen,
In seine Flut zusammenrinnen,
Die spurlos meinen Nachen trägt,
Das Niemand ahnt, was ihn bewegt,
Will ich zu reden, laut und klar,

Beginnen!

Das Grab der Stunden

Die Tage sind zu laut. Es rast der Stunden
Gereihte Zahl den Weg des Tags hinab.
An seinem Ende wartet ihrer schweigend
Der Nacht geheimnisvolles, stilles Grab.

Sie taumeln müde in die schwarze Grube,
Die lautlos ihren wirren Zug begräbt.
Schweigen! . . . Wie lange? — Horch, wie in der Tiefe
Sich schon aufs Neu der wüste Lärm erhebt!

Gleich dem Schiffer . . .

Ich kannte einen Schiffer, den die Sturmflut
nach Todesnöten warf in einen Hafen.
Dort hat bewußtlos er die ganze Nacht,
den Tag, und nochmals eine Nacht geschlafen.

Als er die Augen endlich aufgeschlagen
sah er verdrossen in die Welt umher,
und schloß die Lider wieder, tief ermüdet,
und murrte nur: Laßt mich! — Ich will nicht mehr! — —

Ich bin wie dieser Schiffer: unerhörter
und roher Leiden müde, mich zu retten
kam ich in diesen Winkel . . . um zu schlafen
in dieser letzten der verlorenen Stätten.

Und schlafen will ich, Tage lang und Nächte.
Ganz wie ein Tier schläft, atmet, trinkt und frißt,
So will auch ich hier von dem Leben ruhen,
das über mir nun endlich Sieger worden ist.

Lang wird es dauern, bis ich ausgeschlafen.
Laßt mich und weckt mich nicht! — Und wenn ich wache —
Laßt mich auch dann noch, wenn Ihr seht, wie ich
reglos dasitzend nur bisweilen lache,

Und Meer und Land und Himmel still betrachte,
und Meer und Land und Wald, das Weh'n der Winde,
das Rauschen, Duften, Blühen, Glüh'n und Sprühen
nur als des eigenen Leibes Teil empfinde . . .

Ich tauschte ein der Menschen laute Tage
für Wind und Welle, Wald und Land und Meer,
und wache nur, um wieder einzuschlafen —
Ihr hört es: ein Besiegter kam hierher!

So war der Tag

So war der Tag: frühmorgens sangen
  Kinder und Lerchen — am Mittag sog
Kraft ich aus Schlummer . . . am Abend klangen
  Lieder in mir, als heimwärts ich zog.

Was für ein Tag! — Aus Tausenden Einer,
  Den ich dem tosenden Strudel entriß:
Ob er auch wiederkehrt, größer und kleiner —
  Dieser besiegte die Finsternis!

Ist er auch nur das Spielen des Scheines
  An des Daseins alltäglicher Wand,
Dank ich ihm doch mit dem Becher voll Weines,
  Nehm ihn bittend an scheidender Hand:

— Seliger Tag, goldlockiger Knabe,
  Eins nur erflehe ich noch von Dir:
Siehe, zertrümmere nicht selbst deine Gabe —
  Weile noch eine Stunde bei mir!

Bis ich das Lied, das Du gabst, geschrieben,
  Bis ich in Wort und in Reim es gebannt,
Daß mir ein Trost und ein Zeugnis geblieben,
  Wenn das Erinnern an Dich mir schon schwand!

Aber er sprach: „Armselige Toren,
Blinde Verlanger mit Kinder-Begehr,
Was Ihr nicht habt, das dünkt Euch verloren,
Was Ihr nicht seht, erkennt Ihr nicht mehr!

Was Euch beglückte, wollt Ihr noch binden,
Fesseln die Stunde, die Euch entfloh,
Was Ihr besitzet, wollt Ihr noch finden —
Toren, des eigenen Glückes nicht froh . . .“

— Und eine Nacht, voll Angst und voll Reue
Folgte dem Tag, der mich zürnend verließ,
Bis ein Morgen kam, der mich aufs Neue
Tief in das Irrsal des Lebens stieß.

Wie der Tag stirbt . . .

Es ist ein Verdämmern, so weich und so schön . . .
Ohne Abschied ein Scheiden . . . Ohne Worte ein Gehn . . .
Ob heimlich die sonnige Schwester ihm winkt,
Ob still er die Strahlen des Mondes noch trinkt,
Ob Nebel die fliehende Stunde umspinnt,
Ob hin sie in Strömen von Regen zerrinnt —

Stets geht er in Schweigen, der seltsame Tag,
Der nichts sonst als schreien und lärmen sonst mag . . .

Ohne Hast, ohne Kampf, ohne Angst, ohne Schrei —
Des Tags Einerlei — nun vorbei . . . nun vorbei . . .

Es ist des Entweichers lautlose Flucht,
Das Landen des Kahns in verschwiegener Bucht:
Die Menschen nur springen mit lautem Gebrüll
Ans Ufer der Nacht. Der Kahn liegt still.

Er hat seine ewige Arbeit vollbracht
Und weicht — unentlohnt — nun der grausamen Nacht . . .

Ohne Kampf, ohne Hast . . . Ohne Wort, ohne Schrei —
Des Tags Einerlei — nun vorbei . . . nun vorbei . . .

Die Fracht der Tage

Heut kommt ein Wagen mit goldenen Ähren,
Und morgen einer, sorgenschwer —
Was willst du diesem vergebens wehren,
Vergebens tragen nach jenem Begehr?

Geschlossenen Zuges nahen Beide.
So sieh auch du gelassen nahn,
Was dir an Freude und an Leide
Der Tod, ihr Lenker, führt heran.

Nachtgang

Ich bin durch Tau und Blütenduft
in Feld und Tal gegangen.
Es kühlte mir die Abendluft
Stirn, Hände, Mund und Wangen.

Die Kraft der Erde stieg herauf
um Sternenlicht zu trinken.
Ich hob die Arme hoch hinauf
und ließ sie wieder sinken.

Ich fühlte in der kühlen Luft
so heimlich mich geborgen,
Und bin durch Tau und Blütenduft
gewandert bis zum Morgen.

Worte

Worte, die das Ohr, das sie hörte, nie vergißt,
Worte, deren Klang allein schon wie Verheißung ist,
Worte, voll von Liebe, schwer an Zärtlichkeit,
Wie sie ihrem Abgott Liebe in verschwiegener Stunde
weiht —

In den Becher Deiner Jugend goß das Glück sie ein,
Und Du trankst, und wurdest trunken, trunken wie von
altem Wein!

Worte, einmal nur gesprochen, doch gebunden schon —
Stürme, Lebensstürme brausten, und verschlangen ihren
Ton —
Worte, schwer an Liebe, arm an Sinn,
Die gleich Eintagsfaltern spielen über blaue Blumen hin:
Haben sie wie Nichts beseligt Dich einmal,
Als Du auf die Höhen stiegest aus des Lebens dumpfem
Tal . . .

Worte, hundertmal gehört schon, Worte, wirr und bunt —
Aber so sprach sie allein nur der geliebte, schöne Mund,
Die zu hören immer wieder nie Dein Ohr verdroß,
Bis Dein Kuß als Antwort schweigend die ergebene
Lippe schloß . . .

Worte, wesenlose Worte — niemals wurden sie Gestalt.
Aber unermeßlich wurden sie in ihres Seins Gewalt:
Wurden Leben, kommen wieder, und ihr Leben heischt
Gewähr,
Legen auf Dein Herz sich mählich wie lebendige Sehnsucht
schwer . . .
Und nun foltert Dich die Stimme, die der Wind
verschlang —
Immer hörst Du ihren Tonfall, immer wieder ihren
Klang . . .

Worte, voll von Liebe, und an Güte schwer:

Wie die Bettler gehn sie flehend neben Deinem Wege
her . . .
Unverscheuchbar . . . Tot die Stimme, die sie sprach,
Doch Du wirst sie hören noch an Deines Lebens letztem Tag.

Ein Gruß

Mit roten Rosen

Du weißt, wer diese Rosen sendet.
Ich bin seit jenem Tag Dir nah,
Wo ich, von deinen Reiz geblendet,
Zum erstenmal Dein Lächeln sah.

Was tatest Du mit mir nur? — Immer,
Seit dieses Lächeln ich gesehn,
Geh ich in Deiner Schönheit Schimmer
Und Rosendüfte mich umwehn.

Verstohlen beugt mein Kuß sich nieder
Auf Deine weiche, kühle Haut,
Auf Deine schönen Arme nieder —
Ich höre Deiner Worte Laut —

Und darf nicht kommen! — —
— Doch die Boten
Der Sehnsucht sprechen heut für mich:
Nimm hin die Rosen, nimm die roten —
Sieh, meine Boten grüßen dich!

Nimm sie! — Wenn heute Nacht die Hülle
  Von Deinen weißen Gliedern fällt,
Nimm an die Brust die rote Fülle
  Der Grüße einer anderen Welt.

Laß still sie deinen Schlaf behüten,
  Laß ihren Duft dich süß umwehn —
Und welken morgen ihre Blüten —
  Laß welken sie! — —
    — Auf Wiedersehn! . . .

Die Meister-Geige

Ist dies, o Meister, deine Geige,
die eine Welt schon schlug in Bann?
Dies kleine, braune Ding? — Nun zeige,
was unter deiner Hand sie kann.

Und stille wird's mit einem Male,
wie er sie langsam hebt ans Kinn —
So stille in dem weiten Saale ...
Und sie singt, die Bethörerin!

... O Seele unter allen Geigen,
wie zieht sie jedes Herz sich nach:
Sie singt — und alle Schmerzen schweigen ...
Sie singt — und jede Lust wird wach ...

Sie singt von einem fernen Lande,
wo weich die warmen Lüfte wehn,
In dessen hellem Ufersande
Menschen gleich seligen Kindern gehn ...

Sie singt — da naht sich dir die Küste,
der Heimat langentbehrte Flur ...
Sie singt — die Sonne geht zur Rüste
und Alles war ein Traumbild nur ...

Sie singt — wie einst an weißer Wiege
die Mutter dich in Schlummer sang ...
Sie singt — singt deine höchsten Siege,
dein Glück und deinen Untergang ...

Sie singt und singt ... Auf Welten-Bahnen
lockt wie verzaubert dich ihr Ton ...
Sie singt unser geheimstes Ahnen ...
Sie singt — Keiner weiß mehr wovon ...

Sie singt in Jubel und in Klagen
ein sinnverwirrendes Gedicht.
So süß — Keiner vermag's zu sagen!
Wie süß weiß selbst ihr Meister nicht!

Verzweiflung

Diese Stunden — vermag ich denn keiner
mehr zu entreißen das tägliche Brot?
Naht sich kein Traum mehr? — Nicht einer? — nicht einer?! —
Also verfallen bin ich dem Tod!

Nichts! — Keine Hoffnung! — Wie ich mich wehre
gegen die nüchternen Stunden der Zeit.
Rascher nur gehen sie . . . Und was ich begehre:
Wonnen sind's der — Vergessenheit!

Immer enger wird dies Geflechte,
enger und enger um mich der Raum —
Ohne Träume sind meine Nächte,
und meine Tage sind ohne Traum!

Allabendlich

Allabendlich leuchten die Lichter im Tale.
Vom Fenster der Höhe im einsamen Saale
  Hinunter starr' ich ins dichte Gewühl,
Und suche ein Licht, und kann es nicht finden!
Und während die sehnenden Augen erblinden
  Umwehen die Fröste der Tiefe mich kühl.

Allabendlich packt mich das wilde Begehren
Den lohenden Leuchten im Tale zu wehren,
  Die Lichter zu löschen zu schweigender Nacht:
Sie alle zu löschen bis auf das deine!
Dann strahlte in einsamer Pracht nur das eine —
  Das Licht deiner Liebe, die dort für mich wacht!

Vergebens such' ich dein Haus und dein Zimmer!
Allabendlich narrt mich das wirre Geflimmer —
  Ist dies es? — Ist's jenes? — Wo bist du, mein Licht? —
Wer zeigt deine Spur mir im sprühenden Meere? . .
Allabendlich suche im endlosen Heere
  Das Licht ich der Liebe — und finde es nicht!

Morgen an der Ostsee

Meerduft und Morgenstille —
Kein Laut, kein Vogelschlag
In dunklen Buchenwäldern:
Es ist noch früh am Tag.

Nur in den weißen Dünen,
die so verschlafen sind
Wie Kinder in der Frühe,
geht Morgenwind.

Geht Wind, und hascht mit Gräsern
und mit dem weißen Sand,
Streut ihn wie im Spiele
tief in das Land;

Und spielt; und singt verschwiegen
in Sand und Ried,
Des Nachtgelages müde
sein Morgenlied! . . .

— Doch süßer klingt das Rauschen
des Sangs, den tief und schwer
Hinter den hohen Dünen
das Meer sich singt — das Meer!

Mein Name

Werft meinen Namen nicht in das Gedränge
Der Tage, die die bessere Zukunft rügt.
Denn er versinkt in ihr. Er wird der Menge
Der anderen Namen schwer nur eingefügt.

Und einsam steht er. Wo er immer stehe
Er findet keinen Platz im Zeitenbuch.
Die Zukunft, die ich langsam nahen sehe,
Schreibt an den rechten Ort ihn früh genug.

Römische Villa

Frascati, 1898

1.

Das Tor steht halb geöffnet. Niemand wehrt mir.
Und niemand lädt mich ein. Hier wird mein Gehn
Und Kommen spurlos sein, wie wenn die Winde
Lau durch die Haine, die verschlafenen, wehn.

Ich trete ein. Ein Wanderer der Ferne,
Der einer Stunde Ruhe nur begehrt.
O fürchtet nicht, daß dieser Fuß, der müde,
Dies große Grab um einen Stein versehrt.

2.

Uralte Eichen, die im weichen Winde
Bedächtig ihre grauen Häupter wiegen —
Und endlos weite Gärten, die dem Schlummer
Der seligen Vergessenheit erliegen.

Dies rote Haus mit den verschlossenen Fenstern,
Das einst ein d'Este sich zur Freude baute —
Wer war es, der das Siegel seines Schweigens
Zum letztenmal zu brechen sich getraute?

Ich lehne an dem Rande der Terrasse,
Ganz eingetaucht in wilder Rosen Fluten.
Tief unter mir, ein Meer, still, matt und endlos.
Träumt die Campagna in den Sommer-Gluten.

3.

Vor mir her, mit kleinen Flügelschlägen,
Fliegt ein Vogel, weiß und blau gefiedert.
Vor mir auf, in breiten, braunen Stufen,
Steigt die Treppe, wunderlich gegliedert.

Über ihr Geländer, das zerbröckelt,
Huschen zahllos schlanke, grüne Echsen.
Und mein Haupt verstrickt sich unentwirrbar
In ein Netz von seltsamen Gewächsen.

Und ein Duft betäubt mich so gewaltsam,
Daß ich mich an eine Herme lehne,
Und für immer mich an dieser Wildnis,
Fremden Zauber hinverloren wähne . . .

4.

Und Träume kommen mir, niemals geträumte,
Die weich, wie neuer Liebe Küsse, sind.
Und das Vergessen nimmt mich in die Arme,
Und wiegt, und schläfert ein mich, wie ein Kind.

Und sinken laß ich das gelebte Leben,
Und das erlittene — fremde Last —! von mir.
Ich gebe mich an diese große Stille . . .
So gab ich, tote Liebe, einst mich dir.

Nicht wahr?

Und hätte dich das Leben
  in Nacht und Graun gestellt,
Wär' dann dir noch gegeben
  zu steh'n über der Welt?

Du schrittest nicht als Sieger
  den Menschheits-Höhen zu —
Unter Kriegern ein Krieger
  im Kampfe stündest du.

Ein Schwacher unter Schwachen,
  der wild die Fäuste ballt —
Es wär' dein Sieger-Lachen
  verstummt in Schweigen bald.

Und Alles wär' verwandelt
  vor deinem Blick und Wort:
Du sähst dich eingehandelt
  vom Tage fort und fort,

Und achtlos fortgegeben
  hingeh'n von Hand zu Hand,

Und fühltest, wie das Leben,
dich wie mit Ketten band.

Du littest so unsäglich,
und freutest leise dich,
Lebtest und stürbest täglich,
wie Alle und — wie ich!

Das Leben

Ihr wollt es lehren,
daß es euch eint.
Ihr wollt ihm wehren,
wie einem Feind.

Ihr wagt zu schänden
das höchste Gut:
Mit rohen Händen,
rot von Blut,

Mit immer dreistern,
waffenschwer,
Wollt ihr es meistern
von oben her!

O wüstes Kriegen!
Wer fällt, der siegt:
Ihr glaubt zu siegen,
und unterliegt!

— Am Waldes-Hange
spielt still ein Kind.
Ich bin nicht bange,
wo Kinder sind.

Ich hab' mich gerne
ihm beigesellt:
Vergaß die ferne,
verlogene Welt.

Bei Spiel und Scherzen
auf freier Flur
Tat ich im Herzen
den frohen Schwur:

Kämpft fort, ihr Toren,
um Gold und Macht,
Die Ihr verloren
bereits die Schlacht —

Ich will mein Leben,
ob groß, ob klein,
Dem Leben geben,
und ihm allein!

Mir gab's zum Leben
Mutter Natur —
Ich will es verstehen,
verstehen nur!

Die Nacht am Meer

Wie Purpur das Meer und wie Silber der Strand —
Auf wogender Brust eine schimmernde Hand!
  Doch du tröstest, du kummergebietende Nacht,
Wie sonst nicht dein Kind, das zu Füßen dir wacht!

Sprich, wer wagte es, schwermutumschattetes Haupt,
Und hat deine Stirn seiner Krone beraubt?
  Was verhüllst du, o Mutter, sage: Vor wem? —
Dein Sternen-Geschmeide? — Dein Licht-Diadem? —

Du schweigst — und es schlafen die Lande ringsum.
Die Himmel sind leer und die Meere sind stumm.
  Weiß gleißt nur der Strand wie ein silbernes Band:
Durch das Dunkel des Schweigens die grüßende Hand.

Auf der Schattenseite

Die Himmel glühn und sprühen —
Genug des Lichts! — Genug!
— Mein Leben ist ein Mühen
um jeden Atemzug.

Zu lange ungeblendet
sah ich ins Sonnenlicht.
Nun steh ich abgewendet,
denn ich ertrag es nicht!

Drum laßt mir diese Ecke.
Mich findet schon der Tod,
Auch wenn ich mich verstecke
vor Lebens-Angst und -Not.

— Jenseits der Sonnenseite
hab ich mein Haus gebaut,
Von dem man in die Weite
der Einsamkeit nur schaut.

In diesem stillen Garten,
wo nur der Efeu rankt,
will ich des Endes warten . . .
Ist das zu viel verlangt?

Der Falter Glück

Das ist das Glück: ein Falter.
Auf seinem Fluge durchs Land
senkte er müde sich nieder;
grade auf — deine Hand.

Um ein Weilchen zu ruhen . . .
Rege dich nicht! — Sprich kein Wort!
Schließe die Augen! — Genieße! —
Sonst fliegt er auf — und — ist fort!

Kommt! . . .

Der Wind geht durch die Bäume,
der Sommer-Wind
Träume, kommt! — Ach, Träume —
kommt geschwind!

Kann ja nicht länger warten . . .
Schwer ist mein Gemüt:
Rosen blühn im Garten,
und Sehnsucht glüht . . .

Kommt, ihr weißen Träume,
kommt geschwind!
Wind geht durch die Bäume,
Sommer-Wind . . .

Der ewige Flieger

5. August 1908

Durch die sonnigen Lüfte segelt ein seltsames Schiff.
Fremder Vogel, woher kommst du, von welchem Riff?
— Das ist kein Vogel! ... Das ist — — das ist Graf Zeppelin!
Und sie jubeln sich zu und jauchzen: Siehst du ihn?!

Knattern und Knarrn der Maschinen ... Winken und Hurrahgeschrei ...
Summen und Surren der Propeller ... Rauschen ... Schon ist er vorbei ...
Schweigend so zieht er die Städte staunender Menschen entlang:
Kühn und hoch ist sein Flug ... stolz und sicher sein Gang ...

Plötzlich senkt er sich nieder ... Anker fassen den Grund ...
Erdwärts bohrt sich die Spitze ... Krachen und Bersten ... und
Flammen lodern empor! ... Flammen! — ein Flammenmeer! —
Ratlos stehn die bestürzten Menschen im Kreise umher,

Blicken alle auf Einen, auf sein ergrautes Haupt —:
Ward eine Hoffnung der Welt, wird auch er uns geraubt?

— — Schweigen und Trauer . . . Da — leise — kommt
von fernher ein Wehn:
Kann er die linde Tröstung seiner Lüfte verstehn?

„Wisse, du unser großer Bezwinger, so hoch du flogst
Und so kühn deine Kreise über der Erde du zogst —
Einer flog höher als du! Einer, der immer voraus,
Lenkte dein Höhensteuer über dein Wollen hinaus!
Er, der stärker, als du, er, der — was auch geschah —
Nie dich verließ, ist dir heute, heute wie morgen dir nah!“

Da erhebt er die Stirn und fühlt: sein ist noch die Welt!

Während das Werk seiner Hände in Staub und Asche
zerfällt
Und seine Trümmer verschwälen, schwingt in die Abendglut
Stark sich und unbesiegbar der ewige Flieger — sein
Mut!

Im Grunewald

In der Abendsonne Sinken
  zwecklos, ziellos, zeitlos Gehn . . .
Und die Augen trinken . . . trinken
  dunkle Kiefern, stille Seen.

Trinken, bis den wandermatten
  Füßen schwindet Zeit und Raum:
Tages-Wünsche werden Schatten,
  Schatten Sehnsucht, Sehnsucht Traum —

Traum der Nacht, die ihre Flügel
  über mich und dieses Land:
Schwarze Wälder, weiße Hügel,
  weithin wie erbarmend spannt.

Märkisches Dorf

Eine — eine Straße,
durch das Dorf langhin,
die ich — wie zum Spaße —
jüngst gegangen bin.

Häuser, niedrig-enge,
Dächer, hoch und breit . . .
Nirgendwo Gedränge:
Alles frei und weit.

An dem toten Teiche,
riedumwallt,
eine Riesen-Eiche,
ur-, uralt . . .

Unter ihre Zweige
barg sich scheu der Bau
in erschrockenem Schweigen
einer Kirche grau.

. . . . . Doch: da plötzlich tönte
ihres Glöckleins Klang,
Wimmerte und stöhnte
durch die Stille bang,

Durch die Mittagsstille,
  staubig, dumpf und matt,
in der Wunsch und Wille
  schliefen lebenssatt,

Wie ein Ruf — vergebens
  in dies tote Land
von dem Gott des Lebens
  liebreich hergesandt . . .

— — Warum grade heute,
  wo mir Unheil dräut,
Tönt mir dies Geläute
  wieder? — Grade heut?!

Mut

Ich habe, Leben, eine Bitte nur
An Dich, die Bitte:
Gib mir Mut zu Dir!

Denn Mut gehört dazu, Dich zu bestehn,
Mut, Mut, nur Mut! — und immer wieder Mut!

Mut, jeden Deiner Tage zu erkämpfen,
Mut, das Geschwätz der Anderen zu ertragen,
Mut, sich zurecht zu finden mit sich selbst,
Mut, täglich sterben sehen, was wir lieben,
Mut, ewig leben sehen, was wir hassen,
Mut, immer mehr und mehr allein zu sein,
Mut, endlich ganz verlassen sich zu finden:
Um seiner Tage Arbeit frech betrogen,
Schnöde um seines Ruhmes Kranz betrogen,
Mut, dann mit der Verzweifelung auszufechten
Den letzten Kampf um die entfliehende Macht Kraft —

Mut, Mut gehört dazu!
Der Mut zum Leben!
Mut, unerhörter!
Da Du Dich mir gabst —
Mut, — unerhörten! — Leben, gib ihn mir!

Angst

Geh nicht aus meinem Leben, letztes Licht!
Weil Du mein letztes bist, erlösche nicht!

Bald werden alle Türen zugemacht —
Schon ist es um mich tiefe, tiefe Nacht.

Bald schließt man mich in ewiges Dunkel ein:
Da scheint kein Sonnen- oder Sternen-Schein.

Schwer schlägt mein Herz, schlägt schwer und wild und bang —
Es ahnt, mein Herz, Du scheinst mir nicht mehr lang.

*

Was leuchtest Du, mein letztes Licht, so schwach?
Trüb starrt mein Auge Deinem Flimmern nach.

Ich fühle, daß es Nacht geworden ist
Und daß mein Trost auch Du nicht länger bist.

Kärgliche Flamme, brennst Du noch? — — Dein Schein,
Mag löschen denn — es kann nicht dunkler sein ...

Die seltsame Wanderung

Es war eine seltsame Wanderung:
Mein Schritt war rasch und mein Herz war leicht.
Ich ging durch die grüne Niederung
Und aufwärts, bis ich den Wald erreicht.

Ich ging, wie sorglose Menschen gehn,
Und wie nie zuvor ich gegangen war.
Zuweilen blieb ich tiefatmend stehn
Und strich aus der Stirne das feuchte Haar.

Mir folgte Keiner der Menschen nach,
Und Keiner kam entgegen mir.
Doch wohin ich kam, eine Stimme sprach:
Wo kommst Du her? — Und was willst Du hier?

*

Der Regen rieselte nieder sacht.
Von Nebelrauch dampften die Tale rings.
Der Abend kam und es kam die Nacht:
Ich sah nicht rechts und ich sah nicht links.

Ich ging gradeaus über Moos und Stein
Durch des Herbstes goldene, leuchtende Glut.
Ich ging durch den lautlosen Fichtenhain
Und die Lichtung, die hell wie ein See in ihr ruht.

So ging ich.
So gehe ich immer noch:
Es ist eine einsame Wanderung
Auf den Lebenshöhen von Joch zu Joch.
Und dort unten brütet die Niederung.

*

Ich habe kein Ziel mehr. Es ist erreicht.
Ich gehe und bleibe zuweilen stehn,
— Mein Herz ist leer und mein Fuß ist leicht —
Um die Täler im Rauche dampfen zu sehn.

Ich gehe, wie sorglose Menschen gehn:
Sie leiden, die Alles gelitten, nicht mehr.
Sie bleiben zuweilen tiefatmend stehn
Und schaun zu den Füßen das Nebelmeer.

Denn alles Erlebte ist ihnen ein Traum.
Sie haben zu Viel und zu Wenig begehrt.
Sie fühlen die Last ihres Lebens kaum,
Weil keine Hoffnung sie mehr beschwert.

*

Und wie sie, so gehe weiter auch ich:
Wie Zufriedene oder wie — Müde gehn,
Und sehe die sterbenden Welten um mich
In den lodernden Gluten des Herbstes stehn ...

In den Farben des Sterbens seh ich sie stehn.
Und immer gehe und gehe ich noch
(Wie Zufriedene oder Ermüdete gehn)
Auf des Lebens Höhen von Joch zu Joch.

Und wohin ich gehe, die Stimme spricht,
Spricht eine Stimme zu ihnen wie mir:
Ihr geht — doch wohin? das wißt ihr nicht.
Wo wollt Ihr hin? — Und was sucht Ihr hier?

*

Wohl ist es Herbst, doch mein Fuß ist leicht,
Mein Fuß, von der Wanderung des Seins entsehnt.
Mir ist, als hätte ich endlich erreicht,
Wonach ich mich lebenslang totgewähnt.

Ich gehe und gehe . . . und gehe doch nicht.
Mein Leben hat Ziel nicht mehr und nicht Sinn.
Doch wohin ich komme, die Stimme spricht:
Wo kommst Du her? — Und wo willst Du hin?

Was sprichst Du noch, Stimme, da neben mir her,
Von Wohin und Wozu? . . . Du Stimme, sei still!
Ich höre dich, fremde, schon lange nicht mehr.
Ich gehe, wohin ich nur gehen will.

Ich bin nicht traurig, ich bin nicht froh,
Ich bin noch nicht alt, ich bin nicht mehr jung —
Was dräut da herauf aus den Talen so?
Es sind nur die Nebel der Niederung.

Die Stadt der Sehnsucht

Schimmernde Stadt an den leuchtenden Hängen,
  Ganz geboren aus Duft und aus Licht,
Wie Deine weißen Häuser auch drängen —
  Lockst Du mich? — Locke! — Ich folge Dir nicht!

— Einst in den Tagen der Jugend, vor Jahren,
  Sah eine Stadt ich, ragend wie Du.
Sie zu erobern in Kampf und Gefahren
  Trieb es mich mächtig der winkenden zu.

Aufwärts zu ihr! — Und stürmisches Wagen
  Gab den erlahmenden Kräften Mut:
Sehnsucht war Alles in jenen Tagen,
  Sehnsucht ward Kraft, ward Trotz und ward Glut...

Wandern und Straucheln, Steigen und Klimmen,
  Mühn und Enttäuschung — ich wurde nicht matt:
War doch die Luft erfüllt von den Stimmen,
  Die mich riefen — in meine Stadt!

*

Und ich erreichte sie! — —
                    — Hoch an den Hängen
  Klebte es schwindelnd, das schmutzige Nest.
Wie seine Beute der Aar in den Fängen
  Hielt es der Felsen, dräuend und fest.

Heulendes Lärmen und hämisches Flüstern
Brach es hervor aus jeglichem Haus:
Haß in den Blicken und Neid um die Nüstern
Standen sie um mich und fragten mich aus.

Rissen mich fort in Gestank und Gedränge,
Raubten mich aus und feilschten um Lohn,
Schlossen mich ein in die eigene Enge,
Nahmen den Fremden in Lohn und in Frohn.

Wie sie mich haßten! Und wie ich sie haßte,
Junge und Alte, Mann mich und Weib,
Als ich es endlich schaudernd erfaßte,
Daß sie gekauft mich an Seele und Leib!

. . . Und unter Diesen zu Leben verdammt war
Jahr ich auf Jahr und in würgender Schmach:
Der den seligen Talen entstammt war
Brach auf den Höhn in den Staub und — zerbrach!

So unter Gaunern, Heuchlern und Toren
Ging meine herrliche Jugend dahin,
Und an die mächtigen Massen verloren
Kämpfte ich keuchend den Kampf ohne Sinn.

— Nur am Abend durfte die Gassen
Nach des Tages zermürbender Schlacht,
Durfte die Hölle der Qual ich verlassen
Und mich ergehn in dem Schweigen der Nacht.

Tief dort unten lagen die Tale
Meiner Heimat. Und reue-zerquält
Stand ich und habe — wie viele Male! —
Ihrer Häuser Lichter gezählt! . . .

*

In einer Nacht, einer solchen, entfloh ich.
Wanderte wieder, und Jahrelang,
Bis ich die Stätte erreichte, wo ich
Wieder nun atme, wenn auch noch bang.

— Leuchtende Stadt an den schimmernden Hängen,
Weiß übergossen von Dunst und von Licht,
Wie die gestorbenen Wünsche auch drängen:
Locke nur, locke! — Ich folge dir nicht!

Die Gesänge der Nacht

(Fragmente)

Wohl taumelten trunken die Tage
　Von der Jugend lautem Gelag,
Doch hinter dem wilden Gelage
　Stand stets schon der andere Tag:
Hohnlächelnd ergreift er die Zügel,
　Hebt hoch sich und jubelt und streift
Den Fuß in den silbernen Bügel —
　Und dahin bin ich machtlos geschleift!

Nun geht es dahin — — o erlaßt mir
　Zu sagen, wie grausam der Ritt!
Gönnt Atem und Ruhe und Rast mir:
　Du — Jeder —, der Gleiches schon litt.
Gebt Wein! — in die blutenden Wunden
　Als Balsam gießt ihn hinein —.
Es sollen die nüchternen Stunden
　Von trunkenen bezwungen bald sein.

So rief ich, hinweg mich zu täuschen,
　Und habe mich selber gehaßt,

Wenn ich in unheiligen Räuschen
  Ruhlos bis zum Morgen gepraßt.
Wohl ruhten die traurigen Blicke
  Der Nacht auf dem lärmenden Mann:
Der vertraute ihr seine Geschicke
  — Er kannte ja kaum sie — nicht an . . .

Die Wasser erbrausten und gellten
Und peitschten wie rasend das Land —
Und wie sie am Ufer zerschellten,
Fand ich mich gerettet am Strand.
Gerettet . . . doch nichts, als das Leben!
Wer war es, der hierher mich warf?
Es muß sich ein Großes begeben,
Wenn weiter ich leben darf.

Ich war nur ein Küsten-Befahrer,
Zu schuldig, zu stolz und zu rein,
Zu schwach, um der Siegel-Bewahrer
Meiner eigenen Jugend zu sein.
Ihre Tage — zersplitterte Balken,
Ihre Spur — nun verschneit und verweht . . .
Warum — mit dem Auge des Falken —
Hab' dennoch ich Rettung erspäht?

Wohl war ich ein großer Verschulder,
Den selbst jetzt die Hoffnung verstößt.

Wie Odysseus, der herrliche Dulder,
Steh' hier ich, von Allem entblößt!
Ich glaubte dem Tag, doch der harte,
Warf hierher mich aus wogender See —
Wohin nun? — Ich zittere — ich warte ...
Wo bist du, Penelope?

Da kam eine Nacht, die allein ich,
  — Ich konnte nicht schlafen — durchwacht:
Verlassen und stumm saß beim Wein ich
  Und träumte ... Es war eine Nacht,
Wie könnte ich je sie vergessen!
  Wie mein Ohr ihren Ruf noch vernimmt! —
Den Bezirk meines Seins zu durchmessen
  Gebot sie mir, mild, doch bestimmt.

Und Schleier begannen zu fallen
  Und rissen vom Auge sich los:
Ich ging durch schweigende Hallen,
  Starr, düster und riesengroß,
Und stand in einem Raume,
  Wie so ihn noch nie ich gesehn,
Ich stand und sah — wie im Traume —
  Gestalten kommen und gehn ...

Und zum erstenmal hörte das Schweigen
  Der Nacht ich im weiten Revier;

Und zum erstenmal spürte das Neigen
Des Trostes ich über mir;
Und zum erstenmal ward mir beschieden,
Was entbehrt ich in maaßloser Pein:
Zum erstenmal sah ich den Frieden,
Denn zum erstenmal war ich allein!

Ich zählte sie nicht mehr, die Stunden —
Erlahmt war mein stählerner Mut;
Verband sie nicht mehr, meine Wunden —
Heiß entströmte mein purpurnes Blut . . .
Und erdrückt schon, entmutigt, entkräftet
Von des Tages Ketten-Gewicht,
Hielt ich meine Blicke geheftet
Auf das Dunkel: das war nun mein Licht.

O ich liebe dich, Nacht meiner Träume,
So wie ich dich hasse, du Tag! —
Ich durchirre die Erden-Räume
Tagsüber mit leisem Geklag'.
Von dem gleißenden Lichte geblendet,
Das meinen Weg nicht erhellt,
So stehe — als Schuldiger geschändet —
Ich zitternd am Pranger der Welt.

Und preisgegeben dem Geifern
Des Hasses hinschleicht mir der Tag,

Doch sein Höhnen, sein sinnloses Eifern,
Die ganze, verächtliche Schmach,
Sie endet, wenn leis und verstohlen
Die Dämmerung begeht das Revier . . .
Wie die Mutter, die heim sich zu holen
Ihr Kind kommt, so kommt sie zu mir.

Ich hebe aus dunkelnden Nächten
Das Glück meines Lebens empor,
Das ich in des Tages Geflechten
Scheinbar schon auf immer verlor.
Betäubt von den Düften des Weines
In dieser ambrosischen Nacht,
Bin ich aus den Grüften des Scheines
Zum Glück meines Lebens erwacht.

Der murmelnden Lippe entgleiten
Die Strophen des Wohllauts . . . Gesang
Erfüllt die erschauernden Weiten,
Die eben noch füllte Gezank;
Wo eben die gellenden Stimmen
Der Zwietracht erschallt im Gebraus,
Dort seh' ich die Feuer nun glimmen,
Des Friedens vor jeglichem Haus.

Dort hinten mir — gräßliches Schlagen,
Tagein und tagaus um den Preis

Des elenden Lebens! — Zu tagen
  Beginnt es im Abend nun leis.
Das Dunkel der Tage erhellte
  Ein Stern — vorbei ist die Schlacht,
Und zitternd in deine Gezelte
  Entflieh' ich, barmherzige Nacht!

Wer bist du, o Nacht? — Aller Frauen
Verborgenste, abseits und keusch,
Stehst da du . . . Es darf dich nur schauen,
Wer fern dem verlogenen Geräusch
Der Tage nie müde zum Wachen! . . .
Nie müde! — Doch wer es nicht ist,
Den nimmst du in deinen Nachen,
Und zeigst dich ihm ganz: wer du bist!

Du Hafen verfehmter Träume,
Wo Gedanken sich ankern fest . . .
Du Spiegel unendlicher Räume,
Der die Grenzen erkennen nicht läßt . . .
Du Abgrund und Höhe, du Beides;
Der Frieden du, und du die Ruh . . .
Du Trösterin des letzten Leides;
Aller Wonne Hüterin du . . .

Du bist wie der hohe Gedanke,
Der dräuende Tiefen bewacht . . .

Die Gesundheit du, vor der der Kranke
Gesundet, du Ärztin, o Nacht! ...
Wie die Mutter bist du dem Kinde ...
Der Sieg nach beendeter Schlacht ...
Von dem Hause des Lebens die Linde
Bist du, o Nacht ... meine Nacht!

Und darum will ich in Weisen,
Wie nie sie ein Mensch dir noch sang,
Erretterin, große, dich preisen . . .
Und die Tage durchhalle ihr Klang.
Ich will dir die ‚Täglichen‘ rufen
(— Wenngleich sie nicht hören auf mich —):
Sie sollen des Abends Stufen
Belagern und harren auf dich.

Denn sie quälen mich mit ihren Fragen,
Umdrohn mich mit wüstem Geschrei,
Betäuben mich mit ihren Klagen,
Und sind Alles, nur Eines nicht: frei!
Sind frei nicht vom Tag — in die Kreise
Seiner Stunden zwingt er sie eng:
— O daß meiner stürmischen Weise
Zu brechen sie jetzt es gelång'!

Doch ich singe sie . . . Und ich frage
Nicht, ob es gelingt oder nicht:

Ich singe, weil ich dem Tage
Entfloh, o Nacht, in dein Licht!
Ich erhebe mein Haupt und ich lausche
In Stille und Schweigen umher.
Dann neige ich es ... Und berausche
An Weiten mich, endlos und leer.

Denn ich will, was die Anderen nicht wollen.
   Ich sehe, was Wenige nur sehn;
Ich soll, was die Meisten nicht sollen;
   Ich geh', wo Verstoßene nur gehn ...
Ich weiß, was ich will ... und ich kann es
   Nicht tun, ob ich tun es auch mag:
Ich bin in dem Fluch eines Bannes,
   Und wie ich ihn, so nennt er sich: ‚Tag'.

Erst wenn durch die endlosen Qualen
   Des Wachens das Tages-Gestirn
Mit den Geißeln blutiger Strahlen
   Gepeitscht dies ermattende Hirn,
Dann kommt dein Sohn, der Schlummer,
   O Nacht, der Knabe, so jung,
Und verwischt den Gram und den Kummer,
   An den Tag die Erinnerung.

Nun bin ich von zwölf zu zwölf Stunden,
   O Nacht, wieder dein! — Wieder dein! —

Und leise schließen die Wunden,
Sich leise ... Und ganz wirst du mein!
Ich nahe dir schweigend und schüchtern,
Wie ein Kind: Was schenkst du heut' mir? —
Deinen Rausch! ... Denn, was kalt und was nüchtern,
Verbirgt sich und löst sich in dir ...

Nie lassen die Finger, die weißen,
  Des Mörders, des Tags, von mir ab:
Sie ringen mich nieder, und schweißen
  Zusammen mich — (und in ein Grab!) —
Mit ihnen mich, denen entfliehen
  Zu dir, o Retterin, ich will . . .
Doch sie greifen mich fester und ziehen
  Hinunter mich, langsam und still.

Was glotzt er mit tückischen Augen
  Aus hellen Wimpern mich an?
Er begehrt ja nur Eines: zu saugen
  Das Mark aus den Knochen dem Mann!
Denn Sklaven will er. — Und Sklave,
  Sein Sklave will ich nicht sein!
Und kämpft selbst um mich er im Schlafe,
  Umsonst! — Ich bin dein ja, bin dein!

Ich singe sie niemals zu Ende,
  Die großen Gesänge von dir:

Nie lassen die eisigen Hände
  Des Tags, meines Feindes, von mir.
Denn wie ich auch ihnen entweiche —
  Zu ungleich ist doch unser Lauf:
Er erreicht mich ... Und nur meine Leiche
  Läßt er dir ... Nimmst du sie auf?!

O Nacht! ... So ganz dein nun bin ich ...
  So ganz dein! — — — —
    Nimm hin mich! —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Gesicht

Horch, welche Worte die Pforte
meines Zimmers umgehn!
Still! — es sind Fragen, die klagen,
daß sie so traurig mich sehn.

Boten sind es der Toten.
Aus der Dämmerung Land
Meinem Begehren zu wehren
von ihr selber entsandt.

— Wie ihre Kreise sie leise
ziehn um mein Bett und um mich,
Weichen die Leichen der Tage,
die ich gelebt ohne dich.

Seh ich Gesichte? — Ich richte
jäh in dem Bette mich auf:
Schatten, die fliehn und sich gatten,
Schatten steigen herauf . . .

Wirres Sich-Ballen und Fallen:
Nacht noch, dann Licht, nun Gestalt —
Und aus dem Scheine löst Eine
sich wie mit stiller Gewalt.

Und sie neigt sich und beugt sich
über mich, flüstert mir zu:
‚In deinen Armen erwarmen
will ich, Geliebtester du!‘

„Bist du es wieder? — O nieder
beuge dein herrliches Haupt!
Laß mich beglücken und schmücken,
das mir der Tod schon geraubt!

Sieh, aus den Strahlen, den fahlen,
flecht ich die Krone von Licht —
Rege dich nicht, denn ich lege
jetzt um die Stirn sie dir dicht ...“

Mit der Gebärde der Erde
spricht sie: ‚Nach irdischem Glück
Muß ich in Tränen mich sehnen,
denn Dich ließ ich zurück.

Keine Krone! — Ich wohne
jenseits von Raum und Zeit
In den milden Gefilden
trostloser Seligkeit.

Leben sollst du mir geben!
Blut mir von deinem Blut!
In deinen Armen erwarmen —
ach, wie wohl mir das tut!‘

Und ich lächle und röchle
in meiner wilden Begier:
„Leben will ich dir geben,
aber bleibe bei mir!“

Über mich beugt sich und neigt sich
wieder die lichte Gestalt:
„Leben willst du mir geben,
doch deine Glieder sind kalt.

Halten mit Händen, mit kalten,
kann mich der Sterbliche nicht —
Lebe drum freudlos und leidlos
mit mir im ewigen Licht!

Heute noch wirst du die Beute
letzter Leidenschaft sein.
Morgen bist du geborgen —
morgen bist wieder du mein! . . .‘

Und aus den Kissen gerissen
durch eine eisige Hand
Seh ich sie gleiten und schreiten
hin an der nächtlichen Wand.

Wie aus dem Zimmer der Schimmer
weicht, bin ich plötzlich erwacht:
Schatten nur seh ich sich gatten,
und es wird Nacht um mich, Nacht!

— Diese Räume der Träume
sind so leer, wie zuvor,
Und nur die Düfte der Grüfte
Steigen betäubend empor . . .

Augen

Augen, müde des Sehens, müde der Tränen,
Müde vergeblichen Hoffens, müde von ziellosem Sehnen;
Augen, die Alles geschaut, Augen, die Alles verstanden:
Not und Verzweiflung und Angst in der Erde lechzenden
Landen;
Augen, so kalt und so leer, wie die Wünsche des eigenen
Lebens,
Augen, die trotzdem noch suchen, und immer suchen
vergebens;
Augen, halb schon gebrochen, glanzlos gerichtet in Fernen
Voll unerreichbaren Glücks, voll unerlangbaren Sternen —
Augen des Kindes noch immer, doch Augen ohne Ver-
trauen,
Ohne Liebe und Haß, Augen, müde vom Schauen,

Müde, müde wie keine! . . .
Zu müde selbst, um noch zu weinen,
Sah ich heute.
Im Spiegel.
Es waren die meinen.

Mein Herz

Wie oft, wenn der Schmerz mich
anfiel und zerriß,
Rief laut: „O mein Herz!" ich,
„Jetzt brichst du gewiß!"

Es ist nicht gebrochen,
ob ich selbst auch zerbrach,
Und sein stürmisches Pochen
tut Schlag noch um Schlag.

Es klopft unaufhörlich,
von Wünschen umstellt,
Bald scheu, bald begehrlich,
an die Pforten der Welt!

Dies Herz wiegt in Schlummer
keiner Leiden Gewalt;
Dies Herz beugt kein Kummer;
dies Herz wird nicht alt.

Das — wie oft schon! — inmitten
von Stürmen gebebt,
Das Alles erlitten,
und Alles durchlebt,

Will Alles erleben:
Die Lust und die Qual,
Dies Nehmen und Geben,
einmal noch! — einmal! . . .

Mit Worten, mit nichtigen,
von Pflicht und Verzicht,
— Ich weiß es! — beschwichtigen
läßt es sich nicht.

— So schlage denn, schlage,
mein mutiges Herz,
So weiter, und trage
die Lust und den Schmerz

In Nehmen und Geben,
in Wonnen und Not —
Dich bricht nicht das Leben,
Dich bricht nur der Tod!

Beneidung

Wie ich Dich glühend beneide,
Daß so das Leben Dir tagt,
Und mich traurig bescheide,
Weil mir dies Alles versagt,

Was Dir Dein Schicksal gegeben:
In der erbärmlichen Welt
Über das traurige Leben
Bunt zu ziehn Dein Gezelt;

Hohe Gestalten zu bilden,
Schimmernd in Schönheit-Glanz;
In den Sommer-Gefilden
Aufzuspielen zum Tanz;

Reine Herzen zu rühren,
Wenn Du vor Lust überquillst,
Und sie dorthin zu führen,
Wo Du sie haben willst! —

Wie ich Dich glühend beneide,
Seliger Sterblicher Du! — —

— Mit einem grauen Kleide
Deck' meine Blößen ich zu.

Kann ich mich selbst auch versöhnen
Durch mein Lied mit dem Tag,
Folgt seinen keuchenden Tönen
Kaum doch der Bettler noch nach . . .

Übertragungen

aus englischen und amerikanischen Dichtern
des 19. Jahrhunderts

1887—1888

Die Stimme des Frühlings

Von Felicia Hemans

Ich komme, ich komme! Ihr riefet mich lang —
Ich komme über die Berge mit Licht und Gesang:
Folgt meinen Spuren in der erwachten Luft,
Mit den Winden, die Euch erzählen von Veilchenduft,
Mit den Primel-Sternen im schattigen Gras,
Mit den Blüten, welche sproßten, wo ich weilend saß.

Ich ruhte im Süd; der Kastanienflor,
In tausend Blüten brach er hervor,
Und die alten Gräber im italischen Land,
Sie hüllten sich ein in ein neues Gewand; —
Doch was rede ich jetzt, wo das Leben mir loht,
Von zerfallenen Ruinen, von Gräbern und Tod!

Ich saß auf den Höhen im stürmischen Nord,
Ihre Troddeln streckt schnell die Lärche fort.
Der Fischer fährt auf die sonnige Flut,
Und das Renntier springt auf mit freierem Mut,
Um die Tanne webt sich ein grünes Band
Und das Moos blickt auf, wo ich segnend stand.

Durch die Wälder mit glühendem Strahle ich fuhr,
Rief heraus jede Stimme im tiefen Azur;

Von des Nachtvogels Sang durch die sternhelle Nacht
In den Hainen Hesperiens zu des Eislandes Pracht,
Wo der Wildschwan singt an den düsteren Seen,
Wenn im ersten Grün die Tannen stehen.

Ich löste dem Strom und der Quelle das Band.
Nun fliegen dahin sie zum silbernen Strand,
Sie rauschen herab von der Berge Hang,
Sie werfen die Flut durch des Waldes Gerank,
Sie entreißen sich frisch ihrem kärglichen Haus,
Und die Erde hallt wieder von der Wasser Gebraus!

Kommt fort, o Ihr Kinder der Freude! — Kommt fort!
Wo die Veilchen blühen, ist jetzt Euer Ort.
Mit den rosigen Lippen, dem springenden Fuß,
Dem tauhellen Auge — nur kurz ist mein Gruß!
Mit der Lyra, dem Kranz Ihr, dem frohen Gesang,
Kommt fort zu dem Sonnenschein — ich bleibe nicht lang!

Kommt fort von den Häusern der trüben Qual,
Die Wasser sprühen in Hain und Tal!
Kommt fort von den Zimmern, der finsteren Brust,
Die Knospen schwanken in luftiger Lust!
Die Schauer der Wildnis erklingen nun weich,
Und überall ist Jugend in meinem grünen Reich!

Doch Ihr habt Euch geändert seit dem letzten Jahr!
Eurer Antlitz ist nicht mehr so hell, wie es war!
Es spricht von dem Land, wo die Blume verblüht,
Der Hauch, der die Stirn Euch, das Auge umzieht!

Ihr lächelt! — Doch lächelt Ihr trübe und müd':
Was habt Ihr gesehen, seit ich von Euch schied?

Ihr habt Euch geändert! — Im vergangenen Jahr,
Da sah ich noch Andere in Eurer Schaar!
Liebliche Gesichter, in welche beim Spiel
Die Fülle der goldenen Locken fiel;
Mit Augen, aus denen das Lachen brach,
In denen kein Ahnen an Sterben lag!

Mit Schritten, die achtlos die Blumen zerdrückt,
Als sei zum Bankette die Erde geschmückt;
Mit Stimmen, durchhallend den Himmel weit,
Berührt nicht vom Hauche der Sterblichkeit!
Sie gingen? Ist ihre Freude verloht?
Seit wir uns verließen, kam zu Euch der Tod!

Nun weiß ich, warum Euch der Schatten bedräut —
Auf die sonnige Stirne habt Staub Ihr gestreut!
Ihr gabt sie, die Lieben, der Erde zum Kuß —
Sie nahm Euch die Schönsten zu eignem Genuß,
Zum Wettkampf der Schönheit in all' ihrer Zier:
So saht von Euch scheiden die Schweigenden ihr!

Euch ließen die Jungen und Schönen allein,
Euch ist nun verloren Ihr glänzender Schein!
Doch ich weiß ein Land, da sterben sie nicht —
Da werd' ich sie finden, die Augen voll Licht!
Der Tod — er weilt zwischen Blumen dort wohl,
Ich zaudere nicht länger — lebt wohl, lebt wohl!

Vom Winde geboren der Sommer naht —
Ihr preßt dann die Trauben, ihr bindet die Saat!
Doch zu hellerem Ufer steht mein Begehr —
Gebt Acht, Ihr seid nun die Meinen nicht mehr.
Wo sie sind, die Euch starben, dort bald auch ich bin —
Lebt wohl! Wo kein Tod ist, dort gehe ich hin!

Ballade

(Lorraine, Lorraine, Lorrée)

Von Charles Kingsley

1.

„Bist du bereit zur Steeple-chase, Lorraine, Lorraine,
Lorrée?
Barum, Barum, Barum, Barum, Barum, Barum,
Baree.
Du bist gebucht zur Capping-race zu heut' in Coulterlee,
Sollst reiten heute Vindictive, wenn Alle zuschaun sie,
Für mich gewinnen sollst du heut' so glänzend wie noch nie."
Barum, Barum usw.

2.

Die Arme nahm ihr kleines Kind, Lorraine, Lorraine,
Lorrée:
„„Ich kann nicht reiten Vindictive, wenn Alle zuschaun sie,
Ich will nicht reiten Vindictive, das Kind auf meinem Knie.
Sie warf den Knaben und den Mann, auch mich wird
töten sie!""

3.

„Und reitest du nicht Vindictive, Lorraine, Lorraine, Lorrée,
Und reitest du nicht Vindictive noch heut' in Coulterlee,
Und nimmst du nicht den Bach und läßt für mich gewinnen sie,
Dann sorge für dein Kind allein — ich helfe dann dir nie."

4.

„„Daß Gatten grausam sind"", so sprach Lorraine, Lorraine, Lorrée,
„„Drei Jahre weiß ich es und nie vergesse ich sie, nie!
Doch ach! zu reiten Vindictive, das Kind auf meinem Knie
Und dann zu sterben bei dem Bach — wenn Alle zuschaun sie!"" —

5.

Sie meisterte das junge Roß, o ein tapferes Weib war sie!
Sie hielt es fest im Zügel, doch das Ziel gewann sie nie.
Am Graben warf das Tier sie ab und Alle sahen sie,
Doch Keiner, als ihr Kind allein, rief nach Lorraine, Lorrée!

Selbst-Vertrauen

Von Matthew Arnold

Müde meiner selbst und satt zu fragen,
Was ich bin und was ich müßte sein,
Steh' ich auf des Schiffes Bug: es trägt mich
Vorwärts übers Meer beim Sternenschein.

Einen Blick voll glühendem Begehren
Zu den Sternen übers Meer ich send':
„Ihr, die Ihr mich schon als Kind beruhigt,
Tröstet, ach, und stillt mich bis zum End'!

Einmal noch, Ihr Sterne und Ihr Wasser,"
Rief ich, „schenket Euren Zauber mir;
Stets, stets laßt mich, wie ich Euch betrachte,
Fühlen: meine Seele wird wie Ihr!"

Von dem klaren, sternbesäten Himmel
In der Nachtluft übers Meer, das wie
Unbeweglich dalag, kam die Antwort:
„Möchtest du wie sie *sein*? *Leb'* wie sie!

Durch das Schweigen nicht erschreckt, verwirrt nicht
Durch die Lichter, die sie ringsum sehn,
Wünschen sie nicht, daß auch ohne diese
Ihnen Liebe, Freundschaft, Glück erstehn.

Und in stiller Lust die Sterne glimmen,
Und es rollt die See im Mondenschein,
Denn gleichmäßig leben sie: nicht stört sie
Einer anderen Seele Fieberpein.

An sich selbst gebunden, und unsorgsam,
Wie's um Gottes andere Werke steht,
Gießen alle Kraft in eigenes Tun sie,
Und sie leben mächtig wie Ihr seht."

Lyftiger Laut! Ich hörte schon seit Langem
Wie ein Schrei, gleich diesem, in mir schreit:
„Auf! sei Du! und wisse, wer sich selber
Findet — seiner Pein wird er befreit."

Jener Tag

Von Elisabeth Barrett Browning

Ich steh' bei dem Fluß, wo Beide wir standen,
Und da ist nur Ein Schatten, zu dunkeln das Branden;
Und die Spur zu ihm führend, wo gewohnt wir zu
schweifen,
Hat den Schritt nur von Einer, die Gräser zu streifen, —
Einer, verlassen seit jenem Tag.

Es bieten viel Blumen am Rand sich den Blicken;
Keiner bückt auf mein Bitten sich, sie mir zu pflücken.
In der Erle der Vogel singt laut und lang, —
Mein verhaltenes Weinen stört nicht seinen Sang,
Wie dein Schwur tat, jenen Tag.

Ich steh' bei dem Fluß, mein Sinn hat nicht Ruh';
O still, wie der Ort ist, sei Schwurbrecher, du!
Laß ich blühen die Blumen, ist der Vogel gelitten,
Soll ich mehr noch als sie den Geliebten, dich bitten —
Mein Geliebter jenen Tag?

Geh', sei sicher meiner Liebe, dein Verrat ist vergeben;
Meiner Bitten, die segnend hinauf für dich streben;
Meines Schmerzes, der — (miß an der Scheide das
Schwert —
Bei dem Schweigen des Lebens den Tod selbst belehrt!
Sei entsühnt jenen Tags!

Genesis

Von Algernon Charles Swinburne

1.

In jener Welt, die vor der Erde war,
Die war, bevor noch Art und Raum entstand,
Bevor die Zeit die erste Stund' gebar,
Eh' Morgen oder Mond die Nacht gekannt;

2.

Ja, eh' noch eine Welt an Licht gedacht,
Bevor ein Menschen-Atmen nannte Gott,
Bewegte ihre Flügel schwer die Nacht,
Und sie gebar das Leben und den Tod.

3.

Und die formlose Nacht, die weiter fraß,
Die Eins und Alles war, doch ohne Frucht,
Gesetz und Grenze; ohne Lieb' und Haß,
Wo keine Blüte noch nach Licht gesucht;

4.

Die Dunkelheit, der Zeit ergeben nicht,
Sie hörte auf! Doch nicht durch Gottes Hand.
Sie teilte sich: Nacht unten, oben Licht,
Und Feuer, Erde, Wasser, Luft entstand.

5.

Sonnen- und Sternenschein erglänzte scharf,
In Ähnlichkeit und Form der Stoff zerfiel;
Tod ward: der Schatten, den das Leben warf,
Und Gott: der Menschenseele Schattenspiel.

6.

Dann zwischen Stoff und Schatten, Licht und Nacht,
Geburt und Tod, und zwischen Zeit und Tat,
Der unbegrenzbar-heißen Liebe Schlacht,
Welche von selbst entsteht, vergeht — weicht, wieder naht;

7.

Der unsterbliche Krieg der Sterblichkeit;
Arbeit und Leben, Wachstum, Schlecht und Gut,
Die milden Lieder, die dem Glück geweiht,
Die Sturmgesänge, die da heischen Blut;

8.

Und die Natur jedweden Dings begann.
Vor Allem in dem Geist (Mensch oder Tier?
Blüte der Erde oder Himmels Zier?)
Der Kampf der Gegensätze sich entspann.

9.

Eins ist das vielgestaltige Werk der Welt;
Eins die Geburt, und eins des Todes Zoll;
Die leere Luft, das Licht — sichtbar gestellt —,
Das dürre Meer, die Erde, menschenvoll.

10.

Und Alles dieses ward dem Menschen kund
Vom Anfang an bis auf die heutige Frist:
Leben und Zeit, sie schreiben nieder, und
Der Tod besiegelt, was der Sinn vergißt.

11.

Denn wäre Tod nicht, wäre Wachstum nicht,
Noch Wechsel, oder Tugend, oder Qual,
Noch wäre dann die Nacht, noch wäre Licht,
Und süße oder bittere Flut im Tal.

12.

Denn in jedweden Menschen ward gesät
Der Zwillingsschwestern doppeltes Geschlecht:
Das weiße, das im Morgen fruchtbar steht,
Das schwarze, welches früchtebar und schlecht.

13.

Und ihm, der von der schwarzen Frucht genießt,
Wird der Geschmack so süß wie Honig sein;
Und er, der von den weißen Früchten ißt,
Ihm wird statt Brot nur Kummer, Sorge, Pein.

14.

Und er, der von der süßen Kost begehrt,
Des Name wird zuletzt der Menschen Spott;
Und er, des Mund die bittere genährt,
Ihm folgen sie und preisen ihn als Gott.

15.

Von diesen Zwei'n, dem schwarz und weißen Schlag,
Kommt Alles, was der Mensch hervorgebracht;
Und noch geht schwanger mit der Nacht der Tag,
Und noch kreist mit dem Sonnenlicht die Nacht.

16.

Und wer da lebt, ein Mensch in Menschen-Schaar,
Schwankt zwischen Beiden, ißt von hier und dort;
Und wie ein Mensch er von Geburt an war,
Wird Mensch er sein, bis ihn der Tod nimmt fort.

„Non dolet!“

Von Algernon Charles Swinburne

Es schmerzt nicht. Lächelnd sah sie auf den Stahl,
 Auf dem die dicken Tropfen Bluts geronnen.
 Nicht das, was schon der Liebe abgewonnen,
Goß in das süße Herz der Römerin Qual —

Nein, was geschehen mußte ohne Wahl,
 Bevor der letzte Streit sich abgesponnen.
 Noch war des Friedens Palme nicht gewonnen,
Weil noch in Schmerz versunken ihr Gemahl.

Italien, es schmerzt nicht. Du bist mehr
 Als Braut dem Bräutigam. Nimm, wenn sie dir nützt,
 Der Liebe Gabe, für dich blutbespritzt.

Gabst nicht dein Blut für uns zuerst du her?
 Und lindert Herzblut wirklich deine Not —
 Wie sollte schmerzen es! — Nur dir nicht Tod!

Kinder

Von Algernon Charles Swinburne

Der Himmel ist ihnen geblieben.
  Kein Ruhm, der jemals ersehnt,
Von dem Kronensterne der Sieben,
  Der der Nordwelt Stirne gekrönt;

Kein Wort, das jemals gedrungen
  Aus mensch- oder göttlichem Mund,
Hat je so gottgleich geklungen,
  Seit menschliches Wort ward kund;

Kein Zeichen, das Gläubigen sich neigte
  Oder treulosen Augen, war
Wie dies, das in Wolken sich zeigte,
  Ein Paradies, so klar.

Die Erde mag siebenzig mal sieben
  Bekenntnisse frevelnd entweihn —
Wenn ihnen ein Reich geblieben,
  Dann muß der Himmel es sein!

An der Nordsee

Von Algernon Charles Swinburne

Ein Land, einsamer als Trümmer;
  Ein Meer, welches stärker als Tod;
Rings Felder — kein Rosenschimmer,
  Einöden — kein Windhauch dort droht;
Einöden, die endlos und prachtlos,
  Marschblüten nur, fruchtlos und leer;
Wo die Erde erschöpft liegt wie machtlos
  Zum Kampf mit dem Meer.

Weit flattert der Zug der Schwalben,
  Weit flattert das Gras und bezieht
Mit Geweben die Höhlen, mit falben,
  Gleich der Wolke, die drüber flieht;
So dicht, wie der Hexe Gespinnste
  Um das Herz eines Sünders, der fiel,
Dessen Jugend und einstige Gewinnste
  Dem Wind nun ein Spiel.

Die Weiden sind herdlos und schaflos,
  Nicht Schutz oder Weide dem Vieh:
Der Wind ist eisig und schlaflos,
  Die Vögel — wie sanglos auch sie;

Ihre Schreie — wie klanglos die herben!
Hell blitzen die Schwingen wie Schnee;
Denn das Land hat zwei Herren, die nie sterben:
Den Tod und die See.

Diese zwei, ein Kind und ein König,
Halten Zwiesprach trüb miteinand':
Ihre Wasser sind scheu und lehmig,
Und bedeckt mit dem Staube vom Land:
Seine Kleider sind grau, wie das bleiche
Gewölbe bei sinkendem Schein;
Ihr gehört seine Macht, seine reiche,
Und ihre ist sein.

Ihre Freude der Stolz seiner Macht ist,
Ihr Ruhm ihn mit Wonne erfüllt:
Seine Stimme der Ton ihrer Nacht ist,
In ihm ist sie ruhig und wild:
„Wenn, o Tod, du mich schlägst, wirst du leben?
Mich erfüllt deine Liebe von je."
„„Was du mir gibst, soll dir ich nicht geben,
O Schwester, o See?""

Und Jahr auf Jahr dämmert Leben,
Und Alter auf Alter sinkt tot;
Seine Hand wird nicht müde zu geben,
Ihres Herzens Durst nie verloht:
Und der Hunger, der klagt in ihr Lieben,
Und die Wut ihres Hungers, die schreit
Wie ein Wolf, den der Winter vertrieben,
Ruft flehend noch heut'.

Des Granits kann ihr Wall wohl entraten,
  Keine Festung beschützt ihren Stand;
Doch was sind der Blutigsten Taten,
  Gegen ihre Bänke von Sand! —:
Wer zählt, die als Tote gelandet?
  Denn das Schiff hat die Rettung verspielt,
Dessen Kiel an den Bänken gestrandet,
  Wo die See ihn bespült.

Kein Schutz um zu stehn, um zu tauchen
  Aus dem Dunkel herauf nicht ein Pfad,
Aus den Wassern, die wälzen und fauchen,
  Mit der Sonne zu sinken kein Rat,
Als Schutz vor dem Wind, der dahinflieht,
  Wo kaum von den Wogen befreit,
In den Gräbern, da Gras nun sich hinzieht,
  Der Tod liegt breit.

Eine zahllose Menge von Nummern,
  Wie ein Haufe von Unkraut und Tang:
Und tiefer als Schlaf ist ihr Schlummern,
  Und zarter ihr Schlaf als Gesang;
Und süßer als Alles ihr Sinnen,
  Und stärker, wenn je es geschieht,
Daß gefahrlos die Wellen zerrinnen,
  Der Wind hinflieht.

Daß der Wasser Geheul, welche brausen,
  Unschuldig wie Heerdengeschrei,
Und der Winde Flügel, die sausen,
  Kraftlos, wie ein Vogelflug, sei;

Wie der Möve Rufe verhallen,
Die zurück ihm schreit, wenn er ruft,
Wenn die Tage steigen und fallen
Hin über die Gruft.

Wie die Seelen der Unverbrannten,
Von begangener Sünde entsühnt,
Voll Leben, wie's Menschen nie kannten,
Und Lust, wie die Woge im Wind,
Und Lust, wie der Wind in den Wogen,
Ziehn Vögel verlachend voll Mut
Das Fleisch, auf die Bänke gezogen,
Wie Wracks auf der Flut.

Wenn die Wege der Sonne verglimmen
Fliehn Flügel blitzgleich durch die Nacht;
Wie die Wolken am Himmel verschwimmen,
Der Vogel im Friedhof erwacht;
Wie die Wolke erbleicht vor den Schwingen,
Wenn am Morgen der Hahnenschrei gellt,
Werden Gräber, wo Weisen erklingen,
Dem Vogel erhellt.

Wie die zahllosen Wogen des Brandes,
Die der Wind nicht zu zählen vermag,
Sind die Söhne und Töchter des Landes
Gelullt hier vom flutenden Schlag:
In ihrem Gewühl hier — wir wissen
Nicht, was als das Wahrste erkannt:
Ob hinaus auf die Fluten gerissen,
Ob ankernd am Land.

In dem Tal, das Entscheidung er nannte,
Gedrängter nicht konnten sie stehn,
Als die Seele des Sehers entbrannte:
Sah Völker verurteilt vergehn;
Sah Dunkel, in Pracht dort die Richter,
Das Schwert und den Stab: doch der Tod,
Ein milderes Urteil hier spricht er,
Und gütiger der Gott.

Und gütiger der Wind an den trüben
Seedämmen von Wogen bespült,
Selbst müde, spricht Frieden dem Müden
Auf Hügeln von Flut unterwühlt;
Und süßer als Alles auf Erden
Bleibt ihr Schlummer versiegelt von je,
Bis die schirmenden Gräber einst werden
Gesprengt von der See.

Eine Ballade vom Traumland

Von Algernon Charles Swinburne

Ich versteckte mein Herz in ein Nest von Rosen,
 Seitab von dem Weg, wo die Sonne spielt;
Im weicheren Bett, als im Schnee, dem losen,
 Unter Rosen versteckt mein Herz ich hielt.
 Warum es nicht schlief? Was sollte es schlagen,
Da kein Blatt sich regte am Rosengerank?
 Was zerschnitt seine Schwingen, die schlafend lagen?
Nur eines verborgenen Vogels Gesang.

Lieg' still, so sprach ich, der Wind ist entschlafen,
 Vor dem Sonnenpfeil decken die Blätter dich zu;
Lieg' still, denn es schlummert der Wind auch im Hafen,
 Und der Wind ist ruhloser noch als du.
 Durchbohrt noch dein Herz der Stachel des Kummers?
Hält dich in den Fängen die Hoffnung noch bang?
 Was öffnet die Lider noch deines Schlummers?
Nur eines verborgenen Vogels Gesang.

Der Name des Eilands, in welchem verschlossen
 Ein Zauber, ihn hat noch kein Wandrer genannt,
Und süß, wie die Früchte am Stamme dort sprossen,
 Kein Käufer sie je auf dem Markte noch fand.

Die Schwalben des Traumes sein Dunkel durchschnellen,
In den Gipfeln erstirbt jeder lautere Klang;
Nicht schreckt dort den Hirsch des Jagdhundes Bellen,
Nur eines verborgenen Vogels Gesang.

In der Welt der Träume — ich habe gewählt! —
Einen Sommer des Schlummers. Dort trifft mich
kein Klang,
Ob Wahrheit, ob Lüge die Liebe erzählt:
Nur eines verborgenen Vogels Gesang.

Arizonian

Von Joaquin Miller

„Und ich hab' es gesagt und sage es immer,
Wie die Jahre gehn und die Welt geht weiter:
's ist besser zufrieden zu sein und heiter,
Seinen Klee zu pflanzen, sein Vieh zu hegen,
Seine Kühe zu ziehn und sein Korn zu bauen,
Denn als Mann zu jagen nach Ruhmesschimmer.
Sei stets wie das Vieh im Kleefeld zu schauen.
Das liegt behaglich, sein Ruhen ist Lust,
Und die Tage sind ihm, ob Sonne, ob Regen,
Zum Ruhen, zum Weiden, zum Niederlegen.
Doch wir wünschen und bitten und sehnen vergebens,
Und hoffen zu schwimmen auf der Woge der Lust,
Und hoffen zu ruhen im Hafen des Lebens
Bis das Herz erkrankt und in Hoffnung tot.
Ja, besser wie Vieh im Kleefeld rot!
Sei stets, wie das Tier in dem Blütenheer,
Stets wie die Blüten, eh' verflogen ihr Duft,
Geküßt von dem Vieh und den braunen Bienen. —
Sie haben die Sonne, den Mond und die Luft,
Und niemals ist ihnen die Sorge erschienen;
Und mit all' unsern Sorgen, was haben wir mehr?

Zufriedenheit will ich, sonst kann mir nichts nützen,
Ich will sie erwerben, gewinnen, besitzen,
Und nie geb' ich hin ihren schimmernden Strand
Für Ruhm oder Gold oder dergleichen Tand."

Er sagte es, als mit dem Squire er stand
An des Flusses Rand in den Feldern von Klee.
Der Fluß zog unten, und hoch in der Höh'
Die Wolken, die Ränder in Gluten entbrannt.
Und es setzte der Squire sich, freundlich gesonnen,
Die Geschichte zu hören, dem Gast zu Begehr;
Denn sein Gast hatte Geld, und er war besonnen,
Und klug von Sitte; und, was weit mehr,
Er hatte am Morgen sein Vieh gepriesen,
Der Heerde Reichtum, die Güte der Wiesen,
Und so hatte den Squire er zum Freund sich gewonnen.

Seine Stirn war gebräunt von der Sonne Flammen,
Von der schrecklichen Hand der Zeit gestreift,
Sein dunkler Vollbart leise gereift,
Wie Seide und Silber gewebt zusammen.
An den Händen trug Reifen von Gold er, an jeder,
Und über die Brust hin, massiv und dicht,
An Ketten und Bändern, wie Gürtel von Leder.
Und die Spangen von Gold erstrahlten im Licht,
Doch heller als Gold noch blitzte der Schein
Seiner dunklen Augen aus dem trüben Gesicht,
Heller, als der herrliche Santan-Stein,
Heller sogar, als Kugeln von Feuer,
Wie nun er erglühend begann zu dem Squire: —

„Die Pinien zu Häupten, den Fluß zu den Füßen,
Die Hütte beschattet vom Palmendach,
Zwielicht im Tale, so tief — es lag,
Wie konnte es anders? im Frieden, im süßen; —
Zwielicht im Tal — man sah es sich teilen,
Es war wie gespalten von Donnerkeilen.
Und Dies in dem Land, wo die Sonne verrinnt,
Und Gold sich verbirgt in Flut und in Schaum,
Und die Mädchen so braun, wie der Kokos sind,
Und wo Liebe das Leben, und die Liebe ein Traum;
Wo die Winde kommen vom fernen Cathay
Mit des Balsams würzigem Duft von der Bay,
Und ein ewiger Sommer bei den Menschen verweilt.
Nicht kommt mit dem Juni herbei er geeilt,
Es kommt nicht zu spät, nicht zu früh seine Pracht
Zu dem Lande der Sonne und der Sommernacht.

„Sie stand in dem Schatten, als die Sonne sank,
Und flocht mit den braunen Fingern ihr Haar,
Wie der Maisblüte Seide, so lang es war —.
Sie stand und sah zu, wie ich wog das Gold.
Wir wuschen tagsüber, wo der Fluß sich tollt.
Auf die Lippe verächtlicher Stolz sich schwang,
Als sie sagte: ‚Ist besser und schöner sie,
Als ich? — die Blonde, dort drüben im Land,
Wo die Sonne sich hinter dem Meer birgt — wie?
Daß das Gold du gräbst, bis die Zeit Dir entschwand,
Und für sie es birgst und es sammelst besorgt,
Wie sich Tannenzapfen das Eichhorn borgt?‘

„Nun, das Gold wog gut, doch war sein Gewicht
Für uns Beide für später genügend noch nicht.
So war ich geärgert, und runzelnd die Brau'n
Sprach ich: ‚Sie ist schöner! und kommt Leid auch auf
Leid,
Ich liebte zuerst sie, sie lieb' ich zuletzt.‘
Ihr Auge war schwarz, ihre Haut war braun,
Doch die Lippe ward blaß, und ihr Auge jetzt,
Es sprühte, als so ich sprach: und der Streit
Der Worte schwoll höher und höh'r, bis der Klang
An den Felsen schallend die Wipfel durchdrang!
Und droben am Riff in den Himmeln zu glühen,
Wie vom Feuer erfaßt, schien der Wolkenhang:
Ihrer herrlichen Augen Blitzen und Sprühen.

„Sie ging von der Tür und zum Flusse nieder,
Und besah sich im Spiegel der launischen Flut;
Dann warf rückwärts ihr Haar sie, wie den Köcher mit
Pfeilen
Der Indianer schnell von der Seite sich reißt,
Daß frei seine Hände, zur Schlacht zu eilen,
Und über die Schulter sich wirft, und wieder
Sah sie sich und bebte wie Espenlaub bange,
Da glitt in den Fluß eine mächtige Schlange,
Gleißend und grün mit Augen voll Glut;
Einen Felsblock ergriff sie mit ballender Hand
Und warf ihn mit leidenschaftlicher Wut,
Als den Kopf die erhob und rückwärts gewandt,
Schnell züngelnd, wie hitziges Wünschen gleißt,
Sich ringelnd und höher und höher sich reckend,

Sich krümmte, so schön, wie das Moos am Rand;
Dann wandte getroffen sie sich, und sich streckend
Zum Knäuel, rotzüngig, wie Feuer leckend,
Sank sie zusammen; und das Wasser erklang,
Als sie weiter dann glitt, behende und schlank.

„Ich lag in der Matte: die Luft war schwer
Und drohend heiß; der Himmel sogar
Hielt an den Atem; ein Bienenheer
Umschwärmte mein Strohdach; eine Vogelschaar
Zog wolkengleich nach den Felsen in Hast,
Als ich niederstieg, um zu schauen nach ihr.
Sie stand wie ein Bronzebild oben am Fluß,
Die Augen voll Feuer, von Zorn erfaßt —
Als die Himmel, die Dämme, brachen im Guß.
Dann, eh' noch sie warnend zu rufen, mir
Die Zeit ward: ein Windstoß und Donnergeroll
Und betäubendes Tosen plötzlich erscholl,
Und Finsternis — finster dem Blinden! — brach ein,
Und sank, und ich schrie: „Komm herein! komm herein!
Unter Dach! Komm herauf von des Flusses Rand,
Wie herauf aus dem Grabe — komm jetzt, oder nimmer!"
Die Wipfel hingen wie Trauergewand,
Und schwankten wie Rohr am Meeresstrand,
Und die Welt schien in Dunkel erstorben für immer.

„Einmal in der Nacht, als der Wind sich gedreht,
Und ein strahlender Blitz glitt über die Flut,
Glaubt' ich sie zu sehn mit erhobenen Händen —

Es schien mir nur so, wie im Traume man sieht —
Die Lippen geschlossen, das Auge erglüht,
Und die Flut an der Brust, an der Stirne das Blut;
Als die Flut, wie das Spinnrad den Flachs, nun ihr Haar
Ergriff, und sie hinriß mit Schwanken und Wenden,
Da lachte sie, und, wie ein Roß hinsetzt,
Enteilte wild lachend sie weit, wie gehetzt.
Glaubt nicht, ich erzähle, daß wirklich dies war —
Gesehn war's, wie Grauses im Traume Ihr seht;
Doch warum sich als Blitz der Teufel beflissen
In solch' einer Nacht, ich möchte es wissen!

„Und dann schlief ich, und träumte, und im Traume
ich sah
Gewaltige Schlangen mit feurigen Zungen,
Und von Tod durch Ertrinken, und was dann geschah —
Von dem Tag des Gerichts, und es schien mir, daß sie,
Die Heidin, ward höher gestellt als ich,
Höher als ich; daß ich hielt sie umschlungen,
Und sie fassend kämpfte, und kämpfend schrie,
Und schreiend erwachte, und alles wich.

„Breit lag auf dem Flusse der Sonne Gesprüh,
Und es zirpte ein Heimchen in dem offenen Tor,
Doch darüber am Felsen der Adler schrie,
Schrie, wie er niemals geschrieen zuvor.
Ich lief zu dem Flusse: seine Woge schlich
Wie ein Dieb und obenauf schleppte mit sich
Sie Unkraut und Gräser und warmfeuchten Sand;
Und ich stürzte dahin mit erhobener Hand,

Und rief, wie ich winkte, und winkte, wie ich rann,
Und lief bis ich langte im Tale an,
Wo die Wasser lagen, zusammengezogen,
In die Biegung gekrümmt, wie des Mondes Bogen.

„Hier in der Brandung, wo die Wasser brausten,
Und die Woge sich hob und die Winde sausten
Und die Wellen wutschäumend warfen ans Land,
Lag sie mit der Woge auf dem warmweißen Sand.
Mit der treibenden Flut trieb ihr langes Haar,
Und hob ihre Hand oder zog sie hinab,
Und die Woge sank Lieder im zerknickten Rohr,
Oder schwieg voll Mitleid; und wenn stille sie war,
Warf Goldsand sie hin, wie über ihr Grab.
Und so, wie ihr weidend Eurer Vieh dort seht,
Wie es ruhatmend im Wiesengras steht,
So stieg bis zur Brust in die Woge ich dann,
Und hob sie erbleichend im Wasser empor,
Und wähnte, wie sich ihre Starrheit verlor,
Ihre Hand sich erhob und die meine umspann.

„Nun hört — ich sag' Euch, ich schrie: ‚Komm herein!
Komm herein in das Haus, komm herauf von dem Fluß,
Komm herauf aus dem Sturm, komm herauf aus dem Guß!'
Und ich schrie, und rief in das Tosen hinein,
Ich war in Verzweiflung, doch ich ging nicht fort,
Ich bat sie mahnend, zu hüten sich
Vor dem Fluß, und warnte sie, Wort für Wort:
Doch sie wußte so gut es, und besser als ich;

Denn einst in der Wüste von Neu-Mexiko,
Als wie rasend ich grub an dem Platze, wo
— Man erzählt es sich — die Apachen schießen
Mit Kugeln von Gold ihre Büffelriesen,
Und sie treulich mir folgte an meiner Seit',
Und ich nieder mich warf in den rauhheißen Sand
Gänzlich verhungert, zum Sterben bereit,
Und ein Fleck am rotheißen Himmel erschien, —
Ein Fleck, nicht größer wie Frauenhand —
Da sah ich sie, über mich neigend sich, knie'n
An meiner Seite, vor der Glut mich schützend
Und ängstlich besorgt mein Antlitz bespritzend
Mit dem Wasser, das im Fell bis jetzt sie geborgen,
(Ich hatte geleert mein's in der Hitze am Morgen.)
Dann murrte der Donner weit über das Feld,
Ein gefesselter Riese, in Schmerzen ein Tier,
Und sie sprang empor, gab ein Warnzeichen mir
Und wies auf das brennende Himmelszelt.
Ich war zu schwach, um dem Tod zu entrinnen,
Doch sie kannte die Lage, und ihr eiserner Wille,
Mit dem Herzen, das wahr, wie der Nordstern, war,
Hob auf mich und schleppte zum Hügel mich fort,
Wo die wildesten Tiere in friedlicher Schaar
Von der Ebene und fern her geflüchtet, standen.
Mit erhobenen Köpfen, so standen sie dort,
Und mit zitternden Lippen in vollkommenster Stille;
Und bevor sie noch Zeit, um Luft zu gewinnen,
Begannen die kochenden Wasser zu rinnen
Von Hügel zu Hügel in krachendem Branden,
Von Hügel zu Hügel tosend und brüllend —

Indessen Glutpfeile die Sonne schoß, und
Weithin kein Wolkenschild, ihnen zu wehren —
Und das Tal erfüllend, wie Ihr etwa füllend
Ein Weinglas zu trinken in hastigem Begehren
Am Rand, der geküßt von geliebtem Mund.

„Ihr seht, sie wußte es — völlig gut.
So gut, Sir, als ich erzählen es kann,
Daß die Berge entsenden würden die Flut,
Alles verschlingend, wie ein Orkan,
Als das Feuer geflammt und der Donner begann.
Daher ist es falsch, und unbillig dabei,
Eine mystische Motte mit braunen Schwingen
Oder Fledermaus sollte noch immerfort,
Mit den luftigen Flügeln mein Angesicht streifend,
Überall hin mir folgen, und nach mir dringen,
Flatternd, mich jagend, oder vor mir schweifend,
Trübschimmernd an jeglichem hellen Ort
Die großen Augen und das braune Gesicht,
Noch tausendmal schlimmer als wenn zornig sie sei.

„Ich häufte das Gold, und barg's in der Erde,
Und über der Tür und unter dem Heerde:
Gehäuft für ein Mädchen in der Zeiten Gang
Von mir, den gebräunt nun der Sonne Macht;
Und ich sprach zu mir selbst, wenn zum Osten ich fort
Meine Auge gewandt von dem traurigen Ort:
‚Sie flocht ihre Locken, und durch ihre Tränen
Sah fort sie nach Westen, die Jahre lang,
Die ich mich gequält in dem sengenden Licht;

Hat gewartet am Tag, hat gewacht in der Nacht,
Daß ich kommen sollte gewartet lang,
Mit gesenkter Stirn, allein und in Sehnen.
Und die Schiffe gehn aus, und die Wasser rinnen,
Sie vergißt zu nähen und mag nicht mehr spinnen.
Sie soll heben ihr Haupt, den Geliebten sehn,
Seine Stimme hören wie rauschende See,
Soll halten sein Gold in den Händen von Schnee,
An seiner Brust ihr Erröten ersticken,
Und nie soll ein Leid ihr Herz mehr erblicken,
So lange die Wolken hoch über ihr gehn.'

„Auf der Schwinge der Nacht stand sie mit dem Krug
An dem alten Brunnen: und o! — schön genug!
‚Ich bin müde nun,' sprach ich, ‚doch reicher auch,'
Und ich hob meine Hand zum Bart und zum Haar;
‚Bin verbrannt, bin gebräunt von des Meeres Hauch,
Mein Bart wird weiß, ich bin kahl — mag es sein;
Denn auf all' solche Dinge wird sie doch nicht sehn?'
Da ging sie; und ich sprach: ‚Wie wunderbar schön!'
Sie sah nach Westen mit erhobenem Arm;
‚Sie sieht nach ihrem Geliebten, nach mir —'
Ich sprach's zu mir selbst, doch mein Herz klopfte warm,
Und näher trat ich zum Brunnenstein,
Wie zu einem Freund; denn gar lang es schon war,
Daß das Wort ward verpfändet zwischen mir und ihr.

„Wie jung sie war und wie schön sie war!
Wie die Palme so schlank, wie die Perle so rein,
Als die Nacht sank herab auf ihr herrliches Haar!

Dann ward tiefer die Nacht, und mein Auge trüb,
Und zu schwanken begann eine trübe Gestalt
Vor meinem Gesicht, flog weiter, und blieb
Dann stehen, die Hände erhoben, gebeugt
Ihr Antlitz zu meinem: und ihr Antlitz war braun.
Warum kam sie da mir ins Auge zu schaun,
Mit der Erde im Antlitz, die Haare noch feucht,
Und in ihrem Blick einen mystischen Schein?
Ich hatte sie zweimal gewarnt: ‚Komm herein!
Komm herein zu der Ruhe aus des Sturmes Gewalt!‘
Seht, das ist der Grund, worüber ich klage,
Weil ich immer und immer ihr Angesicht seh,
Gesicht an Gesicht, mit den Augen voll Weh.
Ich sprach dann zu mir selbst, und wieder ich sage,
Widersprecht und leugne es, wer da mag,
Ich werde es wieder zu sagen nicht ruhn,
Ja, will immer es sagen, denn ich weiß, es ist wahr,
Daß ich alles tat, was ein Mensch konnte tun,
Zu retten das stürmische Kind der Sonne,
Jenes Bronzebild mit der Seele voll Glut,
Seiner heißen Liebe, seiner stolzen Wut —
Jenes Kind, von so festem, eisernem Schlag,
Wie die Tula so schlank, so rein wie die Nonne —
Und alles von Allem, was durch mich geschehn,
Wie es oft geschieht, doch vergeblich nur war.

„‚Sie ist wunderbar jung und ist wundervoll schön —‘
Ich sagte es wieder, und mein Herz wurde kühn,
Und trieb mich und trieb mich näher zu gehn.
‚'s ist das goldene Haar, das so oft ich geplagt,

Die herrliche Flut, — o ihr duftiges Haar! —
Und die staunenden Augen, so mild und so klar,
Die ich küßte, bis der Kopf mir zu schwimmen schien,
Und die zarte Biegung am Grübchenkinn,
Und die schwellenden Lippen und die Perlen darin,
Es ist alles dasselbe, doch so jung, so schön!'
Mein Herz schlug heftig, bald schnell, bald verzagt,
Wie ein Kind, welches läuft, dann steht, dann weilt.
‚Wie wundervoll jung!' Ich erhob meine Hand
Und zählt' an den Fingern die Jahre, dahin
Mir geflohn in dem Land, wo die Sonne enteilt.
Vier volle Hände und ein Finger darüber!
‚Sie kennt mich nicht, ihren trägen Geliebten',
Ich sprach's zu mir selbst, denn sie kehrte sich ab,
Als noch näher ich trat, die Augen gewandt,
Ganz beschämt und errötend über und über;
‚Sie kennt mich nicht, ihren verlorenen Geliebten,
Denn mein Bart ist so lang, meine Haut ist so braun.
Für 'nen Andern hielt ich wohl selber mich, traun.'
Dann erhob meine Stirn ich und sagte laut:
‚Annette, mein Liebling! Annette Macleod!'
Sie sprang auf, sie sah um sich, sie blieb stehen betroffen,
Sie stand ganz verwundert, die Augen weit offen,
Sie sprang in Schrecken den Abhang hinab,
Und schrie, als sie floh: ‚Der Mann ist verrückt,
Und er nennt meiner Mutter Mädchennamen!'"

„Von der Szene hinweg, die die Brust mir bedrückt,
Von der Insel hinweg, die die Meere umwallen,
Von dem Vieh und dem Klee und diesem Allen,

Zu den wilden Sierren will ich richten die Stirn.
Ich will Matten flechten im Sturme mir,
Den Grizzly jagen, im Kampf wieder stehn.
Von den Krankheiten heilen, die über mich kamen,
Soll in wilder Ruhe mein müdes Hirn.

„Laß weiter und weiter die Welt nur gehn,
Und sich schütteln und werfen, wie in Schmerzen ein
Tier,
Krachen und beben, und stürzen danieder
Und sterben, und nimmer erheben sich wieder;
Laß ihre Gipfel den Himmel durchstoßen,
In der Sonne Gesicht ihre Meere tosen —
Ich habe nicht einen, der mich liebt, nicht einen,
In der Welt, so voll, als die Welt kann halten;
So will, wie ich erst tat, Gold sammeln zu Haufen,
Und will's, einen Sarg voll füllend, vereinen,
Um vom Tod mir Zufriedenheit dafür zu kaufen,
Wenn zum Sterben sich einst meine Hände falten.

„Da ist nichts unter Allem, sei es Mensch oder Tier,
Sei's Mädchenliebe, sei am Menschen es Lust,
Sei's Männerfluch, sei's Frauenzier,
Um das ich noch sorge, um das meine Brust
Lieb' tauscht noch für Liebe, oder Haß noch für Haß,
Fluch noch für Fluch, oder Kuß noch für Kuß,
Seit das Leben nicht Gift mehr hat noch Genuß
Für den, der das Schicksal gesehen, gleich mir;
Denn ich reckte, erhebend mich hoch, und aß
Von dem Baum der Verheißung, und pflückte von allen,
Und aß — aß Asche, und Myrrhen, und Gallen!

Geh' hin, zu den Feldern von Klee gehe hin,
Zu der Wiesenpracht gehe hin mit dem Vieh,
Und denke, und sorge, und mühe dich nie
Für Weib, oder Mann, noch den Nächsten, noch dich;
Ich hab' es getan, und was habe ich?
Gab all meine Jugend, mein Mühen, mein Leben,
Eine Liebe, so warm, wie die Welt ist kalt,
Für 'ne schimmernde trügende Liebe dahin.
Hab' Jugend und Liebe für Gold gegeben,
Gebend und nehmend, und nun — bin ich alt!

„Hoch hängen zu Häupten die müden Sterne.
Laß das Licht der Seele dringen hinauf,
Pflücke Gold, wie du pflückst am Weg eine Blüte:
Meine Hände sind blutig und ich bin alt;
Das ist nichts, was noch Leidenschaft weckte auf
In Leib oder Seele, noch Lust im Gemüte,
Weder Ruhm oder Glück in der Weltenferne,
Oder Liebe im Herzen, sei's in welcher Gestalt.

„So klimmt nun die Sonne hinauf und dahin,
Wie die Tage kommen, und die Zeit entflieht,
Und der Mond scheint bleich auf das Lager her,
Bis so dünn und so hell er wird wie Zinn;
Doch die Wege sind dunkel, und die Tage sind schwer,
Und die Träume der Jugend sind Staub nur dem Alten,
Und das Herz wird hart, und die Hände müd',
Um das Erbe zu nehmen, emporgehalten.

„So hab' ich gesagt, und ich sage es immer,
Und kann es beweisen wieder und wieder,

Daß die Vierfüßler dort in dem roten Klee,
Die gehörnten und bunten dort auf dem Feld,
Die ruhen, die weiden, und sich legen wieder,
Und sorgen und mühen und denken nimmer,
Nicht kaufen, nicht bauen, noch Gold sammeln je,
Wie die Tage gehen und die Zeiten kehren,
Haben's tausendmal besser, als wir auf der Welt!
Denn was ist es Alles, wie wir uns verzehren,
Als ein Quälen der Seele und ein eitles Begehren?"

Von „Coogee“ (Australien)

Von Henry Kendall

Sing' den Sang von Coogee-Eiland — Coogee, welches fernab träumt
Mit den Zacken, mit den Spitzen, Riffen, Brüchen licht-umsäumt!
Nest des Regenpfeifer und der Weihen, die mit trübem Schrein
Selbst dem schwermütigen Winde tiefere, trübere Töne leihn.

Da, o Brüder, in den Spalten, tief, zerklüftet, fahl sie sind,
Wächst die Blüte, die errötet wie ein schaudernd blindes Kind;
Zwischen schlammigen Landeszungen manche Felsen-Rebe läuft,
Grünend an den erdigen Riffen, vom Dezemberlicht beträuft.

Oft, wenn sich ein früher Morgen aus den Wasserweiten hebt,
Kalt und grau und fremd, und Nebel wolkig vor der Ferne schwebt;

Stützend eine dunkle Bürde, die zu sinken bald beginnt,
Schwindend in den frühen Schatten, während trüb ein
Regen rinnt,

Suche ich ein östlich Fenster, um der Brandung Schlag
zu sehn
An den festen Felsen Coogee's, wo die Schauer niedergehn;
Lauschend, wie das hohle Rauschen trüb ein ernstes Ufer
streift,
Während flutentblößt die Höhlen und der Sturm ihr
Herz ergreift.

Inhalt des ersten und zweiten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Die „Gedichte“ sind ein Wiederdruck der Auswahl, wie sie 1909 in Treptow bei Berlin unter gleichem Titel erschien und aus vier früheren und endgültig zurückgezogenen Bänden in 132 von 359 Gedichten getroffen wurde, nur daß die Auswahl dieser Gesamtausgabe noch um 22 Gedichte vermehrt wurde, so daß sie 154 gegen die 132 jener enthält. — Die „Neuen Gedichte“ erscheinen hier zum ersten Male und einstweilen in keiner Sonderausgabe. — Die Übertragungen sind einem Bande entnommen, der ebenfalls endgültig zurückgezogen wurde.



